

Vollsleben der Deutschen.

Sitten und Gebräuche. Die Zeiten gehen ehernen Schrittes hinweg über die Eigenthümlichkeiten der Völker. Die siegreiche Macht der Cultur verpflanzt sich von Volk zu Volk, und mit der wachsenden Bildung ändert sich auch das Fühlen und Empfinden, ändert sich Sitte und Gebrauch. Je mehr auf diese Weise die Menschheit fortschreitet in ihrer Entwicklung zum höchsten Ziele, an welchem angelangt die Bürger der Erde keinen Unterschied mehr kennen werden, desto mehr leiden die einzelnen Theile Einbuße an alledem, was sie voneinander trennt und unterscheidet. Wenn zumal innerhalb der engen Marken eines Landes zwei Völker wohnen, die nach Sprache und Charakter durchaus verschieden sind, und die Zahl ihrer gemeinschaftlichen Beziehungen fort und fort durch die gleichen Geseze, denen sie gehorchen, durch die Lebensverhältnisse, die ihnen gemeinsam sind, ja — so zu sagen — auch durch dieselbe Luft, die sie athmen, wächst, so ist es ganz erklärlich und sogar als nothwendige Folge erkennbar, daß ihre besonderen Charakterzüge mit der Zeit verwischt werden. So schwindet auch bei den Deutschen Mährens von Tag zu Tag deutlicher die alte ehrwürdige Vätersitte, besonders dort, wo sie in kleinen Inseln inmitten ihrer slavischen Mitbürger wohnen. Manch hübscher und tiefsinniger Brauch kehrt immer seltener und in immer kleineren Kreisen wieder. Gar Vieles, was ursprünglich das Eigenthum der Deutschen war, hat auch bei den Slaven Eingang gefunden und manche slavische Sitte wird heimisch in deutschen Familien. Gar Vieles, was die Deutschen Mährens heute noch als theures Erbe aus längst vergangenen Tagen bewahren, ist natürlich auch nicht ihr eigenstes Eigenthum, es gehört vielmehr dem ganzen deutschen Volke und kehrt bei allen seinen Stämmen und Zweigen mit mannigfachen Umänderungen wieder.

Die Religion bildet für das gesammte Leben des Volkes die wichtigste Basis. Die vorzüglichsten und schönsten Gebräuche schließen sich an die religiösen Feste an. Und wie der Naturdienst der alten Germanen mit dem Christenthum, welches ihn besiegt hat, vielfache Berührungspunkte gefunden, so ergeben sich aus der Betrachtung vieler religiöser Feste und der daran sich knüpfenden Bräuche reichliche Beziehungen auf die alte Götterwelt.

Wenn wir dem Laufe des Kirchenjahres folgen, so begegnen wir gleich an seiner Schwelle der wohlbekannten Gestalt des heiligen Nikolaus, des Gabenspenders, der, gefolgt von dem Knecht Ruprecht, von Haus zu Haus geht, um die braven Kinder zu belohnen und zu beschenken, die bösen zu rügen, wohl auch zu bestrafen. Wo er nicht persönlich erscheint, da stellen die Kleinen am Vorabend des 6. December einen Schuh oder einen Teller hinter das Fenster, und siehe — fast immer findet sich darin eine liebe Gabe. Selbst wenn ihr kindliches Gewissen sie anklagt, daß ihr Betragen kein Lob und keinen

Lohn verdient, ist der Teller gefüllt mit allerhand guten Sachen und Spielzeug, nur daß vielleicht noch eine kleine Ruthe mahnend daneben liegt.

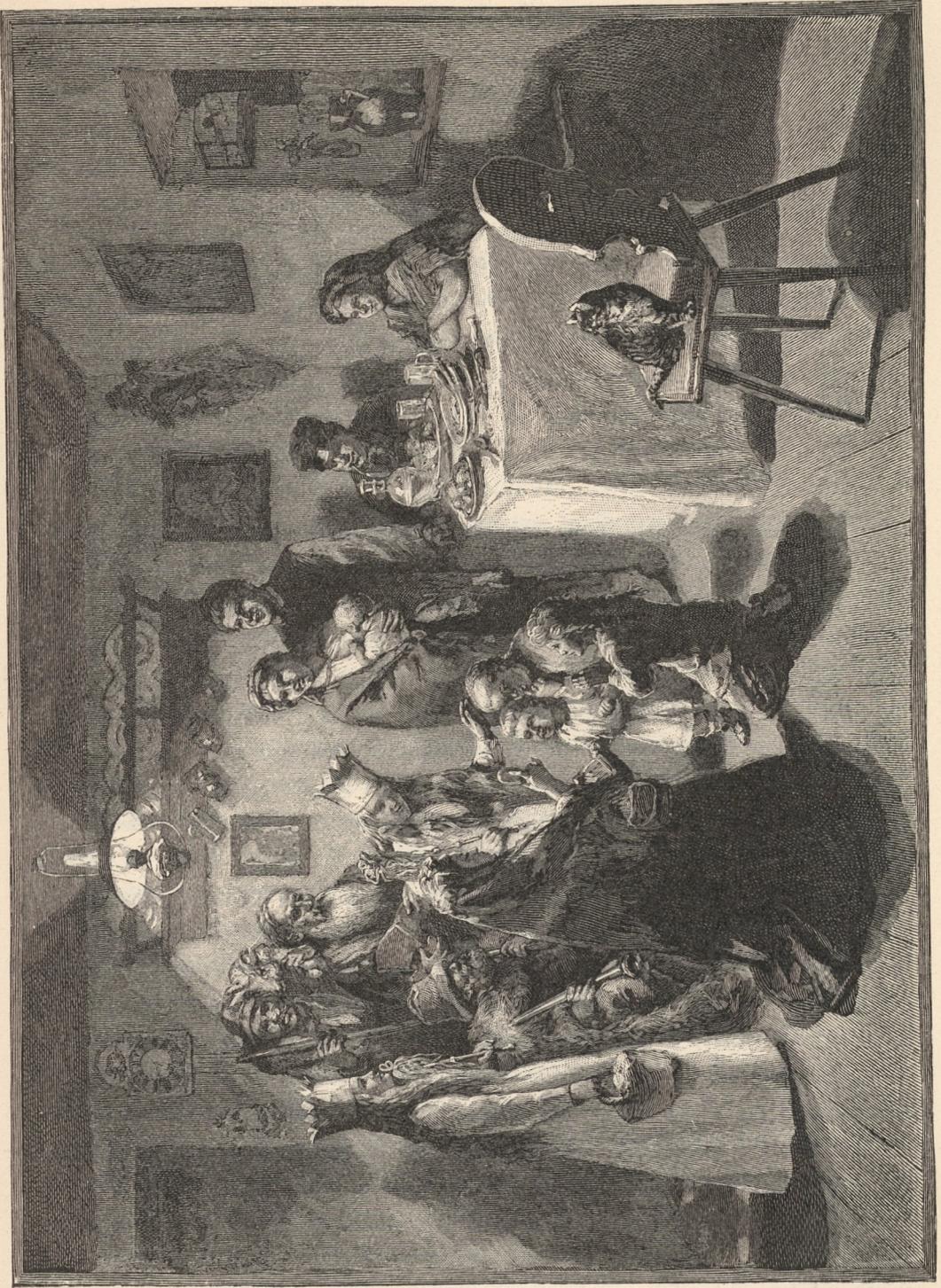
Kein herrlicheres und freudenreicheres Fest aber gibt es im Laufe des Jahres als die Feier der Geburt des Heilands. In der Art, wie es in der Familie begangen wird, ist sein Zusammenhang mit dem Zufest der alten Germanen deutlich erkennbar. Der erste Festtag ist der „heilige Abend“; er wird mit Fasten begangen. Erst bei Eintritt der Dunkelheit wird die Mahlzeit eingenommen, bei der ein Fisch selbst im Hause der Armuth selten fehlt. Das ungeduldige Kind, das hungrig tagsüber nach Speise verlangt, wird damit getröstet, daß es für seine Enthaltjamkeit durch den Anblick des „goldenen Schweinchens“ werde belohnt werden. Nützt dies Versprechen nichts, dann greift die Mutter zur Drohung, Frau Berchta werde kommen und des ungeberdigen Kindes Bauch mit einem Bohrer aufschlißen, wenn es sich nicht bescheiden würde. (In Schönhengst.) Das abendliche Mahl wird bis zur Mitternachtsstunde ausgedehnt. Honig, Äpfel und Nüsse bilden den Nachtsch. Wo Kinder im Hause sind, da wird selbstverständlich ein Christbaum angezündet. Durch reichliche Geschenke wird dem jugendlichen Gemüth nahegelegt, welch großen Gewinn für die Menschheit die Sendung des Gottessohnes zu bedeuten hat. Wenn längst die Kinder schlafen, sitzen die anderen Hausgenossen noch bei einander, bis gegen die zwölfte Stunde der Hausvater sich erhebt und den übrigen das Zeichen gibt, sich zum Kirchgange zu rüsten. Nur die ganz Alten, die Kranken und die Kinder bleiben zu Hause, die anderen alle ziehen, wohlverwahrt gegen die Winterkälte, das Laternlein in der Hand tragend, zum festlich erleuchteten Hause des Herrn. Auch nach der Mette ist es lebendig im Dorfe. Die Nacht über wird überhaupt wenig geschlafen. Musiker ziehen umher mit Trompete und Waldhorn und blasen „Hirtenslieder“. Die jungen Bursche aber lassen lustig die Pistolen knallen. In sich verschlossene und nachdenkliche Menschen schleichen wohl auch zum Stalle hin und lauschen leise; denn in dieser Nacht sprechen und verstehen die Thiere die Sprache der Menschen, sie steigen empor in der Rangordnung der Schöpfung. Es ist daher nur natürlich, daß sie tagsüber ein besseres Futter bekommen als sonst, ja die fürsorgliche Hausfrau hat sogar jeder Kuh ein Stück mit Honig bestrichenen Butterbrots oder ein Stück „Weihnachtsstriezel“ gereicht. Ferne von den andern mag heute Niemand durch die Dunkelheit gehen, und muß er's, dann schreckt er zusammen bei jedem Geräusch, das sich hören läßt: die bösen Geister schwirren heute durch die Luft umher.

Schon eine Woche vor Weihnachten wird in der Kirche das „Krippel“ aufgestellt, doch auch in den Häusern der Dorfbewohner fehlt es nicht. Dort freilich besteht es aus schön geschnitzten, bunt bemalten Figuren, hier haben es die Kinder aus einem Silberbogen ausgeschnitten und in dem Moos hinter dem Fenster, das dem Eindringen der Zugluft wehrt, aufgestellt.

In vielen Orten des nördlichen Mähren hält das Christkind am heiligen Abend seinen festlichen Umzug. In früherer Zeit geschah dies in folgender lebendigen Art: zwei Engel, der heilige Josef, das Christkindchen selbst waren die Hauptpersonen des Spiels. Die „Engel“ waren natürlich in weiße, bis zur Erde reichende Gewänder gekleidet, den Kopf schmückten Kränze aus gemachten Blumen, deren Blätter weit herab in das Gesicht fielen, in der Rechten hielten sie ein von bunten Bändern umflattertes Scepter, aus einem Tannenwipfel bestehend, der in drei Triebe endigte. Dort war häufig noch ein Weispelzweig angebunden. In der Linken trugen die „Engel“, welche von jungen Mädchen dargestellt wurden, Körbe mit allerhand Gaben: Obst, Lebzelt, Zuckerwerk, aber auch — rohe Erdäpfel, Krautstrünke, Nufschalen und so weiter. Der heilige Josef erschien als Reitersmann. Ein Bauernbursche stellte ihn dar. Vorne und rückwärts band er sich je ein Sieb fest. An dem vorderen Siebe ward ein hafenförmig gekrümmtes starkes Holz befestigt, das — so wie die ganze Gestalt des Knechtes — mit weißen Tüchern verdeckt ward. Durch die Siebe und das Holzstück gelangte ein „Schimmel“ zur Anschauung, welcher, um noch deutlicher hervorzutreten, vorne aufgezäumt ward; durch zwei aufgenähte rothe Flecke wurden die Augen bezeichnet. An dem gleichfalls mit weißem Linnen überzogenen hinteren Siebe wurde eine Art Kopfschweif — oft nur durch lange Papierstreifen angedeutet — befestigt. Rechts und links hingen von der Mitte des Leibes lange rothe Strümpfe herab, die Füße des Reiters darstellend. Das Gesicht des „heiligen Josef“ trug einen aus Flachs oder Moos gemachten langen Bart, der Kopf war mit irgend einem abenteuerlichen Hut bedeckt, die Linke hielt die Zügel des Pferdes, die Rechte einen kurzen Stock. Das Christkindlein selbst — von einer heranwachsenden Jungfrau dargestellt — trug gleichfalls ein weißes Gewand und hielt in der Hand einen kleinen Christbaum. Dieser Gruppe von vier Personen schloß sich ein größeres oder kleineres Gefolge von „Hirten“ oder „Bedienten“ (gewöhnlich drei) an. Die Bekleidung derselben bestand nur darin, daß die Bauernburschen ihre Pelze mit dem Fell nach auswärts umkehrten. Sie hielten hohe Stäbe in den Händen, mit welchen sie zu ihren Gesängen durch Aufstoßen auf den Boden den Takt gaben. So zog die Gesellschaft durch das Dorf und besuchte die Häuser, wo den Kindern ein Christbaum angezündet wurde. Im Hause angelangt, traten erst die „Engel“ in das Zimmer und sprachen ihren Gruß. Hierauf trat der „heilige Josef“ vor und ritt gravitatisch durch die Stube und um den in der Mitte stehenden Tisch. Er erkundigte sich nach der Aufführung der Kinder, sprach aber selbst von ihren zahlreichen Unarten. Zornig schlug er hierbei mit seinem Stabe auf den Tisch. Nun kam das Christkindlein, „die Engel“ berichteten von der nicht ganz guten Aufführung der Kinder:

„Och Chreist, wenn iew Dir's soje sol:
De Welt ies biese Keinder vuol.

De Keinder thun neischt olls schelte onn liege,
Dnn de Ektern woß ei dam Tod betriege.“



Umzug des Schriftstellers im Fußländchen.

„Ihr bringt mir schlechte Nachricht!“ antwortete darauf das Christkind: „Get iech de Red zuvor geheät, — Do waär jech do ni aigekeät.“ Nun traten aber die „Engel“ als Fürsprecher der Kinder auf, worauf das Christkindlein versöhnt antwortete:

„Wenn meich de Engel a ju schien beitte,
Su wil iech iene a Gov rai scheicke.
Däße hoe iech Noß om Woge,

Druff hoe iech chreiftliche Gove
Für de junge Maedelain,
Für de junge Knabelain!“

Darauf öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers, der strahlende Christbaum prangte in der Mitte desselben, die „Hirten“ kamen herbeigesprungen, tanzten um die Gruppe umher und hoben dann einen Schlußgesang an:

„Laefet, ihr Hirtle,
Laefet olle zugleich,
Nammt Schalmachain
Dun Faifen meit aich!

Laefet olle zumol
Meit fraideraichem Schol
Duf Bethlehem zom Keinderlain
Zum Krippelein aim Stol.“

Mit Abjüngung dieses Liedes, das durch taftgemäßes Aufstoßen der langen Hirtenstäbe begleitet wurde, war das Spiel beendet und die Darsteller entfernten sich, um es bei einer zweiten oder dritten Familie zu wiederholen. Das Spiel hat sich in mancherlei Variationen bis heute erhalten. Das um Altstadt an den Quellen der March gebräuchliche weist folgende Personen auf: den Vorläufer, Hauswirth, Nikolaus, Josef, Maria, das Christkind, die Engel Gabriel und Manuel, die Hirten. Es ist ausführlicher als das eben besprochene, an das es übrigens oft im Wortlaute erinnert. Der Hausvater verweigert Josef, Maria und dem Christkinde, denen sich die Engel und der gabenpendende Nikolaus anschließen, die Aufnahme in seine Wohnung, um die sie ihn bitten, und verweist sie in seinen Stall. Sie entfernen sich; da ertönt der Gesang der Engel: Gloria in excelsis Deo! Die Hirten, die da schliefen, erwachen und huldigen dem Christkind. Dieses sendet die Engel aus, um nach der Aufführung der Kinder zu fragen. Wieder ist der Bericht kein ganz günstiger, wieder sind aber die Engel Fürsprecher, und die Kinder werden beschenkt. Nun spricht der Hauswirth seine Reue aus, daß er die ihm Unbekannten nicht in seinem Hause beherbergt habe. Der „ungastliche Wirth“ kommt auch im Schönhengster Weihnachtsspiele vor, das neben ihm noch folgende Personen aufweist: Herodes, sein Hauptmann, Maria mit dem Jesukind, Josef, Engel, die heiligen drei Könige, Hirten. In der Gemeinde Botenwald im Ruhländchen sind bei dem Aufzug des Christkindleins folgende Personen theilhaftig: der Hauswirth, der Vorläufer (Knabe, weiß gekleidet), zwei Engel mit Kronen auf dem Haupte, Maria, Josef, zwei Hirten. Auch das Botenwalder Spiel ist ein Sprosse des einst allgemein üblichen wirksameren Weihnachtsspiels und beweist deutlich, wie die Zeit mit rauhen Händen den Blütenstaub der alten

Volksüberlieferung mehr und mehr verwißt. Der Vorläufer meldet das Nahen der Engel, die Engel verkünden die Ankunft Marias, die alsbald mit einem Korbe und einer kleinen Wiege in den Händen erscheint. Sie fragt nach dem Betragen der Kinder und bekommt zunächst die gewöhnliche nicht günstige Antwort. Auf Fürbitte der Engel und nach Abſingung eines Weihnachtsliedes werden die Kinder von Maria beſchenkt. Nun tritt Joſef ein, dann die Hirten. Joſef wiegt das Kind in der Wiege, welche von Maria auf den Tiſch geſtellt worden, die Hirten bringen ein Lamm und ſingen den Hirtengeſang. Hierauf folgt ein Zwiegeſpräch zwiſchen Maria und Joſef, in dem die liebevolle Sorge um das Chriſtkind zum Ausdruck kommt. Sie erbitten dann von den Anweſenden „einen Groschen auf Hirſebrei“ für das Kindlein. Joſef erſucht den Hauswirth, ihm und den Seinen Herberge zu gewähren. Sie wird nicht bewilligt. Da heben im Abgehen die Engel und die Hirten an zu ſingen: „Gloria, gloria!“ Der Hausvater erkennt ſeinen Fehler und eilt den Fortgehenden nach, ſie zurückzurufen.

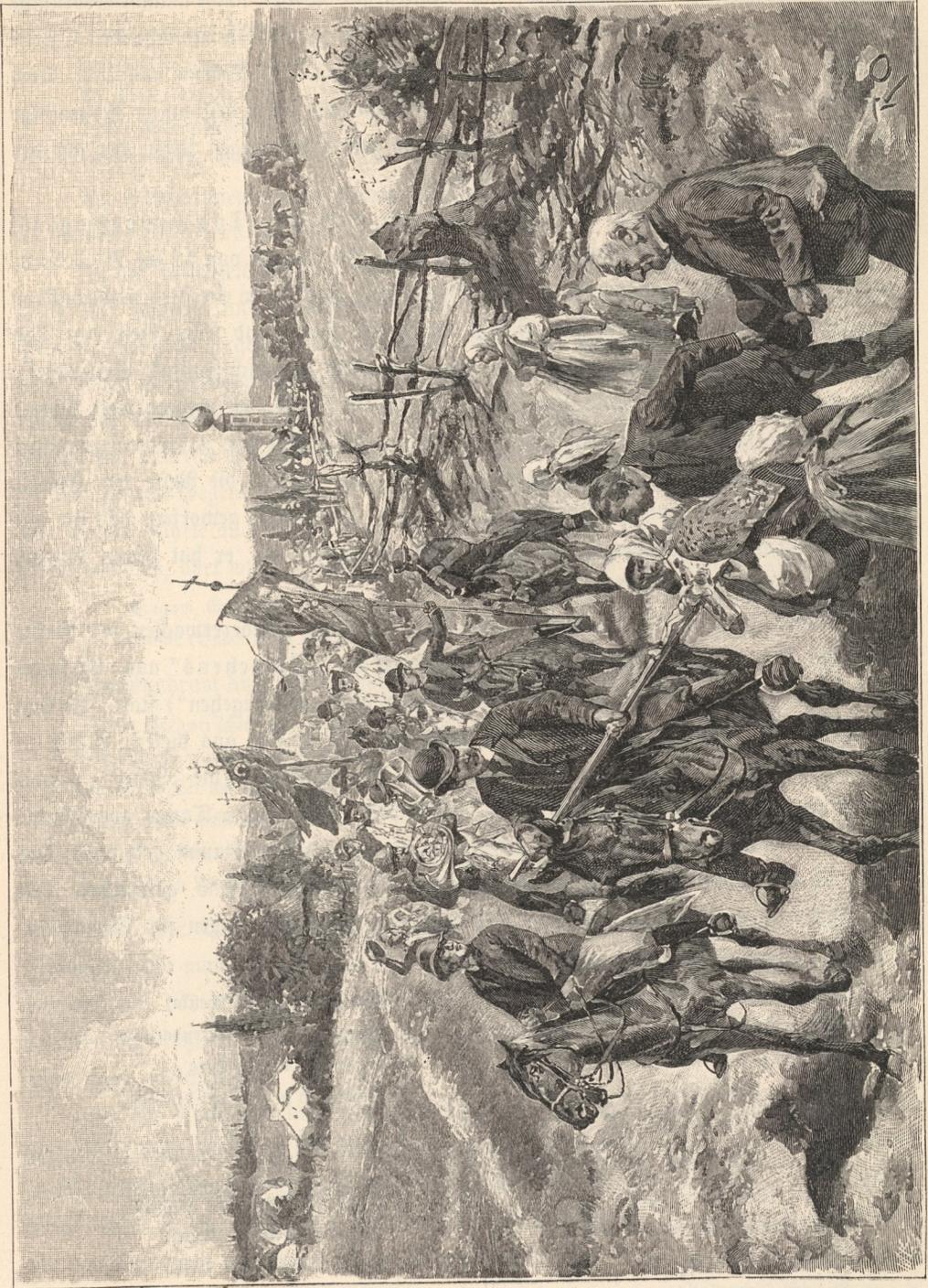
Den letzten Tag des Jahres (St. Sylvester) erfaßt das Volksbewußtsein in ſeiner richtigen Bedeutung. Während der Vormittag die Geltung eines Werkeltages hat, geht es Nachmittags faſt feſt täglich zu. Noch vor Anbruch völliger Finſterniß ruſen die Glocken die Gläubigen zur Kirche, wo der Prieſter eine fromme Betrachtung über Alles anſtellt, was uns der letzte Tag des raſch dahineilenden Jahres zu denken gibt, und den heiligen Segen ertheilt. Wenn — nach beſchloſſener Andacht — auch alle die häuſlichen Geſchäfte beendete ſind, dann ſetzen ſich alle Glieder der Familie, ſowie das Geſunde und mancher ſonſt alleinſtehende Menſch, den man zu Gaſt geladen, um den großen Tiſch in der Wohnſtube; man läßt ſich's noch einmal im alten Jahre recht gut ſchmecken und erwartet ſodann unter Spielen, Scherzen, Singen die Stunde der Mitternacht und mit ihr die Ankunft des neuen Jahres. Ein wichtiger Zeitabſchnitt geht zu Ende; an ſolchen Wendepunkten ſieht man gerne zurück auf die Vergangenheit und faſt noch lieber voraus in die Zukunft. Beſonders die Liebesleute! Die Mädchen werfen den Pantoffel über den Kopf hinweg; iſt ſeine Spitze gegen die Thüre gekehrt, dann wird jene, die ihn geworfen, bald das Haus verlaſſen, um in das eigene Heim einzuziehen; weiſt ſeine Spitze nach dem Innern der Stube, dann iſt ihre Zeit noch nicht gekommen und ſie muß noch mindestens ein Jahr lang warten. Ein ſehr beliebtes Vergnügen an dieſem Abend iſt das Bleigießen. In blechernen Löffeln wird Blei zerſchmolzen und dann ins Waſſer geſchüttet. Eigenthümliche Figuren werden da offenbar, welchen freilich zumeiſt erſt die Einbildungskraft Geſtalt und Namen gibt. Das Orakel verräth nicht bloß, ob und wen man heiraten wird, es gibt überhaupt auf jede Frage bezüglich der Zukunft die Antwort. Niemals iſt aber die Wirkung ſo verläßlich, als wenn das Blei von der Einfaffung alter Kirchenfenſter oder gar der Fenſter einer Friedhofskapelle genommen iſt.

Am Tage der Erscheinung des Herrn schreibt der Hausvater — in früherer Zeit, da die Schreibekunst noch wenig verbreitet war, war dies ein Vorrecht des Schulmeisters — an jede Thür im Hause die Jahreszahl und mitten hinein die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige: C + M + B. Die Kreide ist geweiht, mit welcher das Zeichen gemacht wird, und jedem bösen Einflusse, den Hexen und Teufeln ist hierdurch gewehrt. Mit dem heiligen Dreikönigstage enden die zwölf Nächte, deren erste die heilige Christnacht selber war. Nach ihrer Beschaffenheit schließt der sorgsame Beobachter darauf, wie sich die zwölf Monate des neuen Jahres hinsichtlich der Witterung anlassen werden.

Gleich von Neujahr an und bis tief in den Fasching hinein gehen arme Kinder als „Heilige drei Könige“ von Haus zu Haus. Sie haben über ihre gewöhnliche Kleidung ein Hemd angezogen und tragen auf dem Kopfe eine Art papierene Bischofsmütze oder eine Krone aus Goldpapier. Der eine hat sich wohl auch mit Kienruß im Gesicht schwarz gemacht. Der mittlere der Drei hat in der Hand einen hohen Stab, an dessen Spitze ein Stern befestigt ist. Wohin sie kommen, dort singen sie irgend ein bezügliches Lied oder sprechen einen Spruch, aber sie bringen keine Gaben mit, im Gegentheil, sie wollen selbst beschenkt sein.

Und nun kommt der Fasching. Da gibt es allsonntäglich bald im Dorfwirthshause, bald in den Dörfern der Umgebung Musik und Tanz. Ein eigener Leichtsinns erfährt die junge Welt und fröhlicher Lebensgenuß wird die Losung des Tages. Besonders in den letzten drei Faschingstagen wird dem Tanze gehuldigt. Am Faschingsmontag und Dienstag sieht man vielfach junge Burschen maskirt durch die Straßen ziehen. Die Verkleidung ist freilich meist eine recht einfache. Recht alte und zerrissene Kleider, Stroh, Berg und Reisig bilden dabei die Hauptsache. Natürlich darf eine Larve vor dem Gesicht oder wenigstens eine falsche Nase nicht fehlen. Der Grundsatz ist: je häßlicher, desto besser. Als Symbol der Fröhlichkeit führen sie in der Rechten die mit einem Bande geschmückte Weinflasche. Daß es dabei nicht ohne Lärmen abgeht, ist selbstverständlich. Wo eine flinke Tänzerin wohnt, bleiben die Maskirten gerne stehen und wissen es oft so einzurichten, daß dabei etwas „zum Vertrinken“ für sie heraussehaut. Das einst in viel solennere Form üblich gewesene „Baßbegraben“ — der Abschluß des Faschings — beschränkt sich heute meist auf ein bloßes Umhertragen der Baßgeige in der Tanzstube um die Mitternacht vor dem Achermittwoch, wobei die Theilnehmer recht traurige Mienen annehmen. Die frohen Klänge der Musik verstummen, die Zeit der Buße kommt heran.

In der „Faste“ ist das „Brezel“ ein allenthalben beliebtes Gebäck. Es ist ganz zweifellos die Darstellung des Sonnenrades mit seinen Speichen und hängt mit den Festen zusammen, welche die alten Deutschen aus Anlaß „der Umkehr des Sonnenrades“ zu feiern pflegten. Es ist merkwürdig, wie lebendig gerade bei den Deutschen Während die



Das Saatreiten am Osterfontag in der Gegend von Meitzißheim.

Erinnerung an den uralten Naturdienst sich erhalten hat. Weisen schon manche Gebräuche in der Zeit des Weihnachtskreises darauf hin, so ist die Zeit des herannahenden Osterfestes eine Zeit ungestümer Sehnsucht nach dem Frühling, nach Wärme und Licht. Dies drückt sich durch eine ganze Reihe tiefsinniger Gebräuche aus, die in bestimmter Reihenfolge von Sonntag zu Sonntag aufeinander folgen bis zum Ostermorgen selbst, der als der wahre „Erlösungsmorgen“ festlich begrüßt wird.

Am vierten Sonntag vor Ostern („oculi“) wird der „Tod ausgetragen“, weshalb der Sonntag der Todsonntag genannt wird. Die Jugend von 12 bis 20 Jahren, zumeist die männliche, verfertigt eine große Stroh puppe, steckt sie in ein altes, unbrauchbar gewordenes Gewand, markirt das Gesicht durch eine Larve und trägt diese den Tod vorstellende Gestalt nachmittags hinaus aufs freie Feld (Deutsch-Jassnik, Seitendorf). Dort angelangt tanzt die ganze Gesellschaft um die auf den Boden niedergelegte Puppe umher, schreit, singt und heult. Endlich fallen alle über die Puppe her, zerbrechen, zerreißen sie in kleine Stücke und machen dann ein Feuer an, welches die Reste der Gestalt gänzlich verzehrt. An anderen Orten wird der „Tod“ ins Wasser geworfen, das ihn mit sich fortreißt und fortschwemmt. So ist der Tod „ausgetrieben“, er hat keinen Stachel mehr, und ein neues Leben beginnt.

Nichts anderes als die Freude über das allmälige Wiedererwachen der Natur drückt der in ganz Nordmähren verbreitete Gebrauch des „Maigehens“ aus. Er findet am dritten Sonntag vor Ostern („Lätare“, daher auch „Lätaregehen“) statt. Je drei Mädchen finden sich zusammen. Es ist natürlich, daß sie sich aus diesem Anlaß in ihren besten Staat werfen. Eine derselben trägt den Maibaum (die „Maie“, wovon der Name „Maigehen“). Er wird durch den Gipfel einer kleinen Tanne oder Fichte gebildet. Die Äste sind häufig nach unten gebogen und an den Stamm gebunden, das Ganze ist mit bunten Papierstreifen, Blumen, gefärbten Eiern u. s. w. geschmückt. Mit der „Maie“ ziehen nun die Mädchen von Haus zu Haus und singen ihr Sprüchlein.

So singen sie im „Gesenke“:

„Dan Summer brenga m'r hoite,
Wir danka, lieba Loite,
Es guckt jo aus dam Haus
A schinne Jungfer raus;
Werd sich wohl bedenka

Und uns en Gobe schenka,
Werd se a Zuhr ei Frenda laba,
Ei Frenda omn ei Ehra
Gott werd se jo wieda beschera.“

Im Schönhengster Land singen sie:

„Maie, Maie, summergrün,
Die lieben Engelein singen schin,
Sie singen olle zugleich
Bis ins Himmelveiche.

Klane Fischeln, guisse Fischeln
Schwimmen auf'm Teiche;
Weiße Rosen, rothe Rosen
Woch'n auf dem Sträuche;

Weiß' Viten, weiß' Viten
 Woch'n auf dem Stengel,
 Der Herr is schin, die Frau is schin,
 Die Kinder wie die Engel.
 Dort'n steht a hohes Haus,
 Schaut a schine Jungfer 'raus;

Wird sich wohl bedenka,
 Uns an Groschen schenka.
 Schenk Groschen, schenk
 Of a goldenes Kränzelein
 Daß mir lustig und fröhlich sein."

Die Sängerinnen wurden ehemals meist durch „Fastenbrotzen“ entlohnt; jetzt erhalten sie entweder ein kleines Geldstück oder Kuchen und Eier.

In die Fastenzeit fiel auch das St. Gregorius-Schulerfest. Papst Gregor I. war ein großer Jugend- und Kinderfreund, und das hatten ihm in Dankbarkeit die kindlichen Herzen lange nicht vergessen. Am 12. März, an welchem Tage im Kalender St. Gregorius steht, zogen in seltsamer Verkleidung die Knaben auf dem Lande umher. Der größte von ihnen war als Bischof angezogen (langes weißes Hemd, papierene Bischofmutze), ihm folgten die anderen Schüler mit hölzernen Sabeln und anderen improvisirten Waffen. In der Tglauer Gegend gingen sie ohne Bischof, dagegen trug einer ein Fahnelein voraus. Der Brauch führte auch den Namen: das Birgatumgehen. Wo reiche oder wohlhabende Leute wohnten, dort wurde Halt gemacht und gesungen. So sangen sie um Tglau herum:

„Gregori, Gregori
 Summe (Buben) sein Nori,

Madln sein gar nit g'scheidt,
 Gebt's uns was, liebe Leut'!"

Zu Gundrum aber (Wischauer Sprachinsel) klang ihr Lied:

„Sanct Gregori schickt uns aus,
 Daß wir geh'n von Haus zu Haus;
 Wir bitten Sie um kleine Gab',
 Daß Sie uns nicht schlagen ab.
 Schüler werden wir genannt,
 Mit gelobten Leuten wohlbekannt.

Zur Zucht wird die Schul' genannt,
 Darin lernen junge Leut'
 Beten, lesen, schreiben, rechnen, lehren,
 Sanct Gregori wohl verehren.
 Sanct Gregori, mein Patron,
 Erlange uns die Himmelskron."

Einer der Knaben hatte eine Büchse in der Hand, und darein wurden die Gaben gesammelt, die man den Kindern reichete. Von dem Betrage wurde denselben ein Mahl bereitet oder das Geld unter sie vertheilt. Vielleicht war es ein naiver Versuch, den Kindern die Nützlichkeit des Schulgehens begreiflich zu machen. Heute dürfte der Brauch schon ganz erloschen sein.

In der Nacht vor dem Palmsonntag findet im Schönhengster Gau das „Pflock-schl og'n“ statt. In nächtlicher Weile schlagen die Burschen vor dem Fenster ihrer Liebsten — die selbstverständlich schon darauf wartet, aber sich nicht blicken läßt — einen Pflock in die Erde. Er ist das Zeichen ihrer Minne. Und wengleich die meisten Mädchen noch vor Tagesanbruch den Pflock mit einer bereitgehaltenen Sae ganz nahe an der Erde abhachneiden und die Spur dieser Huldigung verwischen, so wären sie doch außerordentlich

gefränkt, wenn sie hören müßten, diese und jene hätte einen „Pfluck“ gehabt und sie wären leer ausgegangen. Der Pfluck muß natürlich fest in der Erde haften; denn so fest wie der Pfluck im Boden, so fest haftet die Liebe in des Burschen Herzen.

Mit dem Palmsonntag beginnt die „stille Woche“. Vormittags beim Gottesdienst findet die Palmenweihe statt. Die Stelle der Palmen vertreten aber die Zweiglein der Sahlweide mit ihren eben in der Entwicklung begriffenen Rätzchen. In ihnen offenbart die noch schlummernde Natur die ersten Spuren ihres Wiedererwachens. Die geweihten „Palmsträußchen“ spielen in der Familie eine große Rolle. Drei Rätzchen verschluckt, schützen vor Fieber; den Thieren eingegeben wehren sie bösen Zauber ab. In das Haus, wo ein geweihter Palmstrauß hinter dem Kreuz des Hausaltars steckt, schlägt das Jahr über kein Blitzstrahl ein.

Der stillste Tag der Leidenswoche ist der Charfreitag. Natürlich erfolgt der Besuch der Kirche in festlichen Gewändern. Schon seit Donnerstag ist der Klang der Glocken verstummt; „sie sind nach Rom geflogen um den Segen des heiligen Vaters“. Statt des Glockenklangs erklingt vom Thurme ein eigenthümlich schnarrendes Geräusch, das die Tageszeiten anzeigt und zur Andacht ladet. Die große „Ratsche“ wird dort in Bewegung gesetzt. An vielen Orten aber, wo solch ein großes Instrument fehlt, kommt es der schulpflichtigen Jugend zu, mit „Klappern“ und „Ratschen“ das Dorf durchziehend, die große Ratsche zu ersetzen. Sie nimmt sich dieser Aufgabe allenthalben mit Würde an. Charfamtstag früh ist die „Holzweihe“. Die während des Jahres nicht verbrauchten heiligen Öle werden von dem Priester in einem Winkel außerhalb der Kirche verbrannt („Judasverbrennen“). Die Dorfbewohner bringen bei diesem Anlaß Holzscheite mit, die nach Vollendung der Ceremonie geweiht werden. Mit den Kohlen von dem verglimmenden Feuer, das die heiligen Öle verzehrte, bezeichnen die Leute die Holzscheite mit dem Zeichen des Kreuzes. Das geweihte Holz wird verkleinert, es werden daraus kleine Kreuzchen gemacht, welche an den Grenzmarken der Äcker in die Erde gesteckt werden, um den Segen des Himmels der im Schoße der Erde keimenden Aussaat zuzuwenden. Das ist das sogenannte „Kreuz'lstecken“, das unter seltsamen Bräuchen in der Nacht vor dem Oftermorgen vollzogen wird. Schon um die dritte Morgenstunde weckt der Bauer seine Hausleute und bald darauf sind sie auf dem Wege in die Felder, der Bauer voran, dann seine Söhne, die männlichen und schließlich die weiblichen Dienstboten. Betend und singend umkreisen sie den Acker und stecken am gehörigen Orte die Kreuzlein ein, während die am Ende des Zuges schreitende Magd das Feld mit Weihwasser besprengt. Ein Palmzweiglein wird daneben in die Erde gesteckt. Bei Sonnenaufgang eilen die Leute aus ihren Häusern vor das Dorf, um von einem Hügel aus, der gegen Osten den besten Blick gewährt, die Sonne des Oftermorgens bei ihrem Aufgang zu grüßen, denn anders als

sonst geht sie heute auf, in drei Sätzen springt sie aus der Tiefe empor. Dann eilen wohl auch die Mägdelein zum Bach und waschen ihr Angesicht mit dem kalten Wasser, das an diesem Tage die Eigenschaft, schön zu machen, besitzt.

Ein seltsamer Gebrauch, der gleichfalls an den Ostersonntag geknüpft ist, ist das „Saatreiten“. In Stadt-Liebau kommen die Knechte und jungen Burschen noch vor Sonnenaufgang auf schön gepuzten Pferden zur Kirche geritten. Hier wird von einer Musikkapelle ein kirchlich-frommes, der Zeit angemessenes Lied angestimmt, die Knechte reiten dreimal um die Kirche und sprengen dann durch die Gassen des Dorfes ins Freie hinaus, das ganze Gebiet der Gemeinde zu umreiten. Anderswo (Botenwald, Gerksdorf,



Kaiserkirchweih in Cernovitz: Tanz unter dem Maibaum.

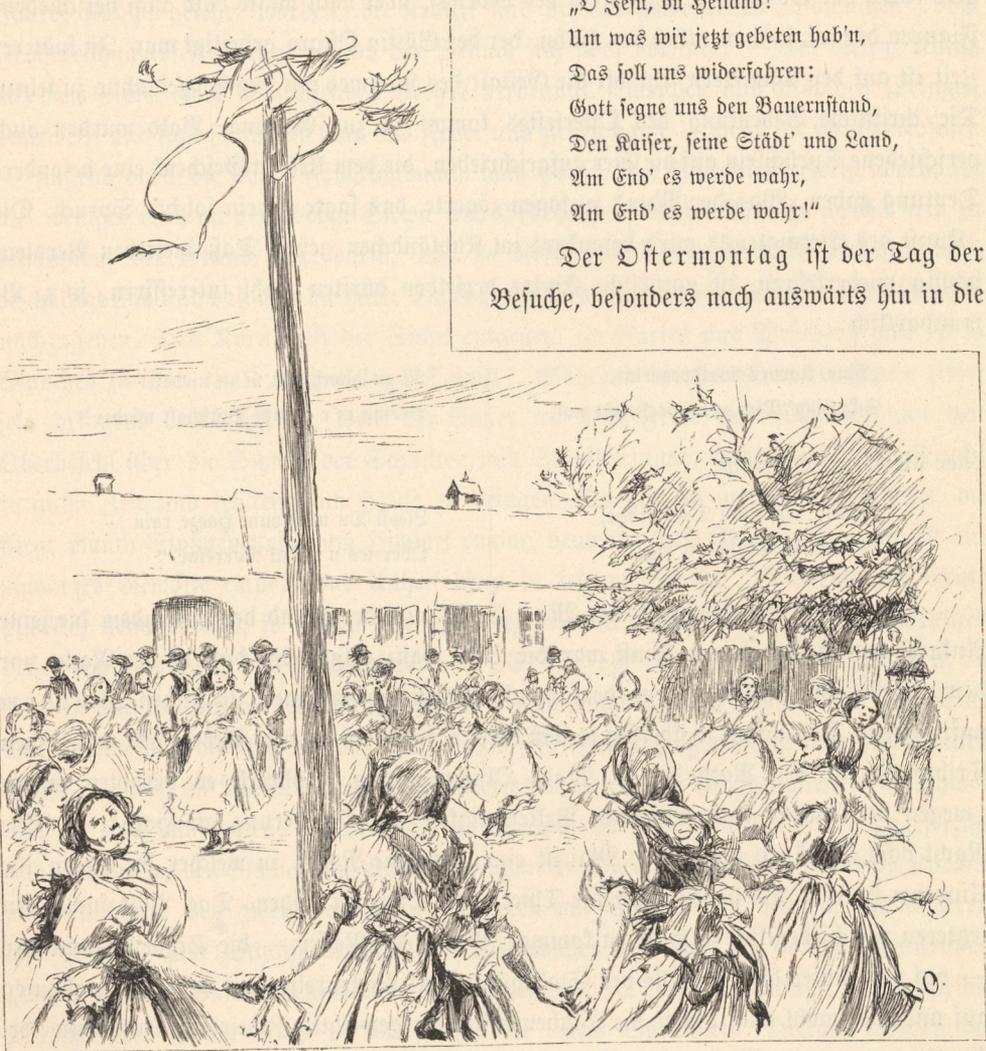
Kantendorf, Sedlnitz, Seitendorf u. s. w.) versammeln sich die jungen Burschen erst nachmittags vor 1 Uhr bei der „Richterei“. Ihre Rosse sind stattlich herausgepußt, Schweif und Mähne sind mit bunten Bändern durchflochten, den Rücken deckt hier eine Auffehen erregende rothe Schabracke, ein Erbstück aus alten Tagen, dort wieder eine grüne oder blaue Decke. Einer der jungen Leute führt eine lange Fahne mit goldenem Knäuf. Längst haben über die Durchführung des jährlich sich wiederholenden Festes ernste Berathungen stattgefunden. Der Würdigste von allen wurde zum Obmann der Unternehmung gewählt. Auf seinen Schultern ruht nun die ganze Verantwortung. Er hat alles anzuordnen und zu leiten. Schlag Eins reitet die bunte Schaar zur Kirche, dort erwartet sie der Priester. Dieser hält an die „Saatreiter“ eine Ansprache und übergibt sodann ihrem Obmann ein Kreuz, das dieser inbrünstig küssend übernimmt. Er heißt daher auch der „Kraizlevõt'r“. Nun beginnen die Glocken zu läuten, und die Reiter reiten, den Gesang: „Der Heiland ist ertanden!“ anstimmend, hinaus aufs Feld, den Besitz des Ortes zu umkreisen. Manchmal werden sie von Musikanten begleitet. Allwärts, wo es nur angeht, drängt sich das Volk an die Gemarkungen der Felder an die Saatreiter heran, und der „Kraizlevõt'r“ muß ihm das Kreuz zum Kuß darreichen mit den Worten: „Sech weinsch aich gleichseliche Fiertäg om a glorreiche Auferstehung, Allelujah!“ — Der Segen, der von dem Kreuze ausgeht, ist ein besonders kräftiger und es soll Niemand versäumen, seiner theilhaftig zu werden. Zum Dorfe zurückgekehrt, machen die Reiter noch auf einer nahen Wiese einen Kreis, den rings das Volk umstellt und den sie in gehörigem Abstand von einander und in wohl abgemessener Rundung dreimal umreiten, indessen die Musik irgend einen altväterischen Marsch spielt. Der „Kraizlevõt'r“ hat dabei viel zu thun; denn er muß allen, die darnach begehren, das Kreuz reichen, er darf keinen übersehen und muß in allem und jedem die vorgeschriebene Form beobachten. Haben sie alles Land, das des Dorfes Eigenthum ist, umritten, so kehren sie auf den Kirchenplatz zurück, wo dem ihrer harrenden Priester das Kreuz wieder eingehändigt wird. Die Reiter steigen von ihren Rossen, die von Knechten oder Angehörigen nach Hause gebracht werden. Sie selbst begeben sich mit der überwiegenden Mehrzahl der Dorfbewohner zum nachmittägigen Gottesdienst, um mit frommen Gebeten das Fest würdig zu beschließen.

Es wäre noch einer Sitte Erwähnung zu machen, die gleich den eben besprochenen die Vorgänge im Naturleben zum Ausgangspunkt hat. Der in der alten germanischen Mythologie als Grundton stets wiederkehrende Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Wärme und Kälte, Leben und Tod drückt sich — so zu sagen — am handgreiflichsten aus in der oft wiederkehrenden Darstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter. In einigen Dörfern des Schönhengster Gaues gehen gleich am Beginn des Faschings zwei wunderbar gekleidete Gestalten umher — ein müder wankender weißbärtiger Greis

im Pelz mit einer „Budelmütze“ (der Winter) und hinter ihm, ihn gleichsam vor sich einherjagend, ein bartloser, in leichter Gewandung einhersehrender Jüngling mit buntbehändigtem Strohhut auf dem Haupte. Von Zeit zu Zeit wenden sie sich gegen einander und beginnen zu ringen, auch wohl mit Stöcken oder Dreschflegeln aufeinander loszuschlagen. Natürlich obsiegt stets der Jüngling, der Lenz. In der Brodek-Wachtler Sprachinsel findet diese „Frühlingsfeier“ in der Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche statt. Dort werden im Wechselgesang die Vorzüge und Nachteile der beiden Jahreszeiten auseinandergesetzt. Endlich einigen sich beide zu einem Liede zur Ehre Gottes, der in seiner Macht und Weisheit den Segen spendet:

„O Jesu, du Heiland!
Um was wir jetzt gebeten hab'n,
Das soll uns widerfahren:
Gott segne uns den Bauernstand,
Den Kaiser, seine Städt' und Land,
Am End' es werde wahr,
Am End' es werde wahr!“

Der Ostermontag ist der Tag der Besuche, besonders nach auswärts hin in die



Kaiserfirchweih in Černovitz: Reigen der Mädchen unter dem Maibaum.

benachbarten Dörfer und Städtchen wird da gepflegt in frommer Erinnerung daran, wie Christus mit seinen Jüngern nach „Emaus“ ging. An diesem Tage und am Osterdienstag wird durch ganz Mähren bei Deutschen und Slaven „geschmeckostert“. Hierbei spielt eine aus Lederstreifen oder aus dünnen Ruthen geflochtene Peitsche die Hauptrolle. Mit dieser bewaffnet gehen Montags die Burschen auf die Mädchen, Dienstags die Mädchen auf die Burschen los. Da gibts auch keine Schonung; je kräftiger die Hiebe, desto wärmer ist das gegenseitige Gefühl der Freundschaft oder der Liebe. Ein rothes Ei ist der Zoll, der von weiterer Bedrängniß löst. Das Osterei ist das Symbol des beginnenden Lebens in der Natur. Frühzeitig wurden die Ostereier gefärbt, zumeist roth (Farbe des Lebens) und gelb (nach der Sonne als Spenderin des Lebens), aber man malte bald auch verschiedene Figuren darauf, so namentlich den Hahn, der der Göttin Ostara geheiligt war. In späterer Zeit ist auf den Ostereiern sehr oft die Gestalt des Lammes mit der Siegesfahne zu sehen. Die christliche Bedeutung des Osterfestes kommt so zur Geltung. Bald wurden auch verschiedene Sprüchlein auf die Eier aufgeschrieben, die dem kleinen Geschenk eine besondere Deutung gaben. Was der Mund zu sagen zögerte, das sagte oft ein solcher Spruch. Die „Kunst des Eiermalens“ wird besonders im Kuhländchen geübt. Daß dieselben Verslein häufig wiederkehren, ist natürlich. Einige derselben dürften wohl interessiren, so z. B. mundartlich:

„Abje, klaenes Waldvegerlai,
Schweing' Dich zue Häezliebste nai,

Ni zu huoch omni ni zu nieder, —
Breing m'r a gude Bottschaft wieder!“

oder die Gewissensfrage:

„Schoh, iech muß Deich fröge,
Thu m'r de Wahrheit söge:

Liebst Du mich vum Häeze rain —
Ober ies n'r Dai Korretai?“

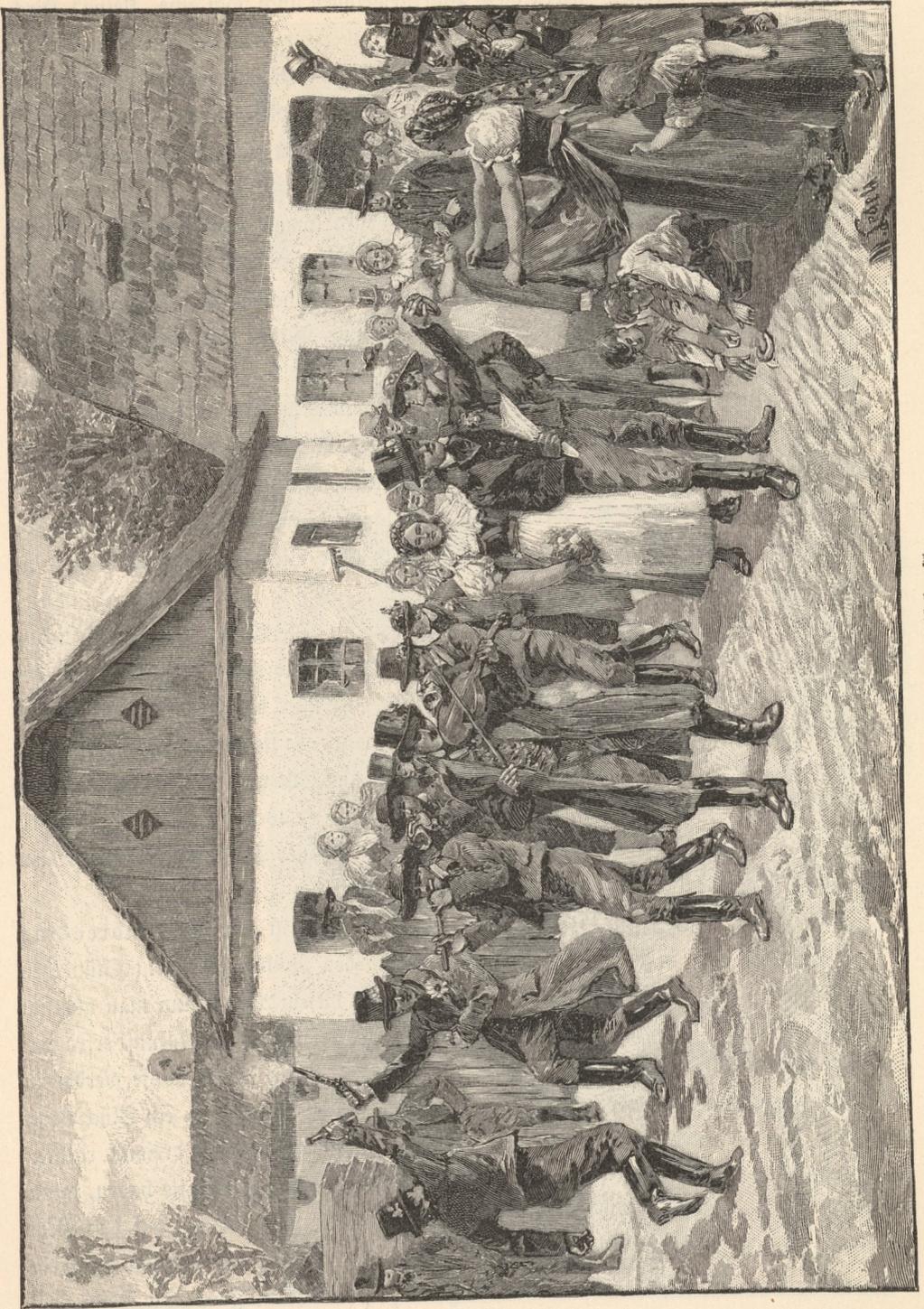
Der wahre Lenzmonat ist der Mai. Er ist auch der Mond der Liebenden, die seine Ankunft mannigfach feiern. Einst war die Sitte ganz allgemein, daß in der Nacht vor dem 1. Mai die Burschen vor dem Hause des Liebchens einen stattlichen Maibaum aufrichteten. Das nahm so überhand, daß bereits 1748 ein eigenes Decret des mährischen Tribunals an den Rath der k. Stadt Olmütz erging, wodurch es verboten wurde „wegen der daraus entspringenden Beklemmigkeit und Theuerung an Holz“. — Die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai ist eine verrufene Nacht, in welcher die Hexen ihr Unwesen treiben. Da haben auch die Thiere von ihnen zu leiden. Das Volk sucht den letzteren verschiedentlich zu Hilfe zu kommen. Man legt Messer — die Schneide aufwärts — auf oder unter die Schwelle der Stallthüre, steckt Birkenreisig auf dem Düngerhaufen auf und gibt wohl auch hinter die Stubenfenster die geweihten Zweiglein der Sahlweide. An Kreuzungen im Walde oder aber auf kleinen Plateaus oberhalb der Dörfer an den

Abhängen der Berge halten die Hexen um Mitternacht ihre Zusammenkünfte. Die männliche Jugend des Dorfes pflegte einst an solchen Plätzen in Pech getauchte Besen anzuzünden, sie nach allen Seiten zu schwingen und in die Luft zu werfen, um auf solche Weise dem bösen Hexenspuk zu wehren. Die aufklärende Zeit hat diese Gebräuche der Bergessenheit überantwortet.

Auch das St. Johannisfeuer, das noch vor wenigen Jahrzehnten auf den Bergguppen der Sudeten allenthalben brannte, wird immer feltener. Dieser Brauch stammt aus der heidnischen Vorzeit, welche alle auf die Sonne bezüglichen Vorgänge festlich beging, also auch den Tag der Sommer Sonnenwende. Alle Besen, welche im Laufe des Jahres stumpf gefehrt worden, die Kränze und die dürrgewordenen „Bäumchen“ vom Frohnleichnamtsfest werden — wo der Brauch sich noch vorfindet — bei diesem Anlaß auf dem Gipfel eines hochragenden Berges verbrannt. Burschen und Mädchen springen paarweise und laut jauchzend über das Feuer und ziehen dann — wenn die Gluth erloschen — singend durch die schöne Frühlingsnacht nach Hause. Der Pfingstfestkreis ist überhaupt viel weniger reich an besonderen Sitten und Gebräuchen; es dürfte nicht gefehlt sein zu behaupten, der Grund liege darin, daß zu dieser Zeit die Leute allesammt viel mehr beschäftigt sind und daß also die harte Tagesarbeit sie davon abzieht, träumerischen Dingen nachzugehen. Das Korn reißt der Sichel entgegen, im Garten und Weinberg gibt es so Manches zu thun. Bald beginnt der „Schnitt“. Während die Hausfrau im Hause selbst sehr dringend beschäftigt ist, weilt der Bauer auf dem Felde und führt sorgsam den Oberbefehl über die Schaar der Schnitter und Schnitterinnen, emsig bemüht, die Frucht zu guter Zeit und trocken nach Hause zu bringen. Da gibt es mannigfache Sorge, da fliegt manch Stoßgebettelein zum Himmel empor, denn um diese Jahreszeit taucht oft ein schwarzes Gewölke empor, das Unheil birgt in seinem Schoße. Ist darum die Ernte glücklich heimgebracht, so fühlen alle ihr Herz erleichtert und feiern freudigen Muthes diesen Umstand durch das „Schnitter-“ oder „Erntefest“. Es ist ein allgemeines Fest, im Norden und im Süden bekannt. Je reicher der Landwirth, desto größer das Fest. Eine Musikbande holt die Arbeiter vom Felde. Im festlichen Aufzug geht es dem heimatlichen Dorfe zu, zuerst die Musik, dann die Schnitterinnen, von denen die zwei ältesten (manchmal auch die zwei hübschesten) den „Erntekranz“ tragen. Er ist aus vollen Ähren angefertigt und reich mit wilden Blumen und Bändern geschmückt. Die anderen Mädchen und die Knechte schreiten hinter den zweien einher, die ersteren mit Sichel und Rechen, die letzteren mit Sensen, zum Schlusse kommt der Erntewagen mit der ihn vollauf erfüllenden „letzten Fuhr“, von den geschmückten Rossen gezogen. Zu Hause angelangt, übergeben die Mädchen der Bäuerin den „Erntekranz“ mit einem Sprüchlein. Hierauf werden die Arbeiter bewirthet. Bei größeren Wirthschaften endigt das Fest mit einem Tanz in der

Scheune oder auf einem dazu besonders hergerichteten Platze. Bei Müglitz wird bei der Weizenernte absichtlich ein kleines Stück stehen gelassen und erst dann, wenn der Festzug beginnt, von der „Weizenbraut“ geschnitten.

Am dritten Sonntag im Monat October wird das Kirchweihfest (Kaiserkirchtag) gefeiert. Es ist ein drei Tage währendes Volksfest. Samstag zuvor in den Abendstunden wird auf einem ebenen Platze — zumeist vor dem Orts-Rathhause — der Maibaum aufgerichtet. Er ist mit Äpfeln und anderem Obst behangen, sein vornehmster Schmuck aber ist (in der Sprachinsel um Brünn) ein Seidentüchlein, das der „erste Altbursch“, das Haupt des Vergnügensauschusses der tanzlustigen Jugend, von der „Altdirn“, das ist seiner Liebsten, erhalten hat und das nun als ein Fähnlein von der Spitze des Baumes herabweht. Die Aufstellung des Maibaumes wird natürlich durch einen ausgiebigen Trunk, an dem nicht nur die Jungen, sondern als wohlwollende Berather auch die Alten theilnehmen, im Ortswirthshause gefeiert. Der Vormittag des Sonntags ist religiösen Pflichten gewidmet. Predigt und Hochamt dürfen nicht versäumt werden. Auch dem nachmittägigen Segen wohnen die meisten aus der Schaar der Jugend bei. Kaum ist dieser jedoch zu Ende, so erklingen von dem um den Maibaum herum gelegenen Tanzplatze die fröhlichen Rufe der Musik. Die Jünglinge, deren Händen die ganze Veranstaltung anvertraut ist, rücken in geordnetem Zuge aus dem Rathhause auf den Tanzplatz; Altbursch und Altdirn eröffnen den Tanz. Langsam kommen die anderen jüngeren Leute aus dem Dorfe heran, und das Herz manches Mägdleins, das zum ersten Male zum Tanze geht, schlägt stürmisch unterm Wieder. Langsam, geschämig, mit niedergeschlagenen Augen naht sie sich der fröhlichen Versammlung. Es dauert aber nicht lange, da hat auch sie der tolle Wirbel erfaßt. Die Bauern sind Aristokraten: Knechte und Mägde dürfen nicht auf ihrem Platze tanzen, sie müssen sich einen eigenen Tanzboden aussuchen. Von sechs bis sieben Uhr Abends ist Raststunde, damit man zu Hause „das Vieh verrichten“ kann. Dann wird wieder weiter getanzt, oft bis zum Morgengrauen. Am Montag beginnt Nachmittags nach drei Uhr der Tanz aufs neue und setzt sich wieder bis nach Mitternacht fort. Dienstag hat die meisten der fröhlichen Gesellschaft bereits einige Müdigkeit ergriffen: beides, das Tanzen und der Wein, hat zusammengewirkt, doch sobald die Klänge der Musik erschallen, ist Alles vergessen und munter dreht sich wieder die Menge im Kreise. Zumeist wird im Freien getanzt, häufig genug aber zwingt die Ungunst der Witterung die inneren Räume einer Gastwirthschaft aufzusuchen. (Im südlichen Mähren ist das Aufstellen des Maibaumes anlässlich des Kirchweihfestes überhaupt zumeist abgekommen.) Und abermals Samstag, acht Tage nach der Aufstellung des Maibaumes, wird derselbe wieder gestürzt; den die Spitze bildenden Tannennwipfel mit seinem Schmucke nimmt der erste Altbursch in seinen Besitz. Darnach schließt ein fröhliches Bechen den Reigen der Festtage.



Sochjetitzug der Schönbergfiter.

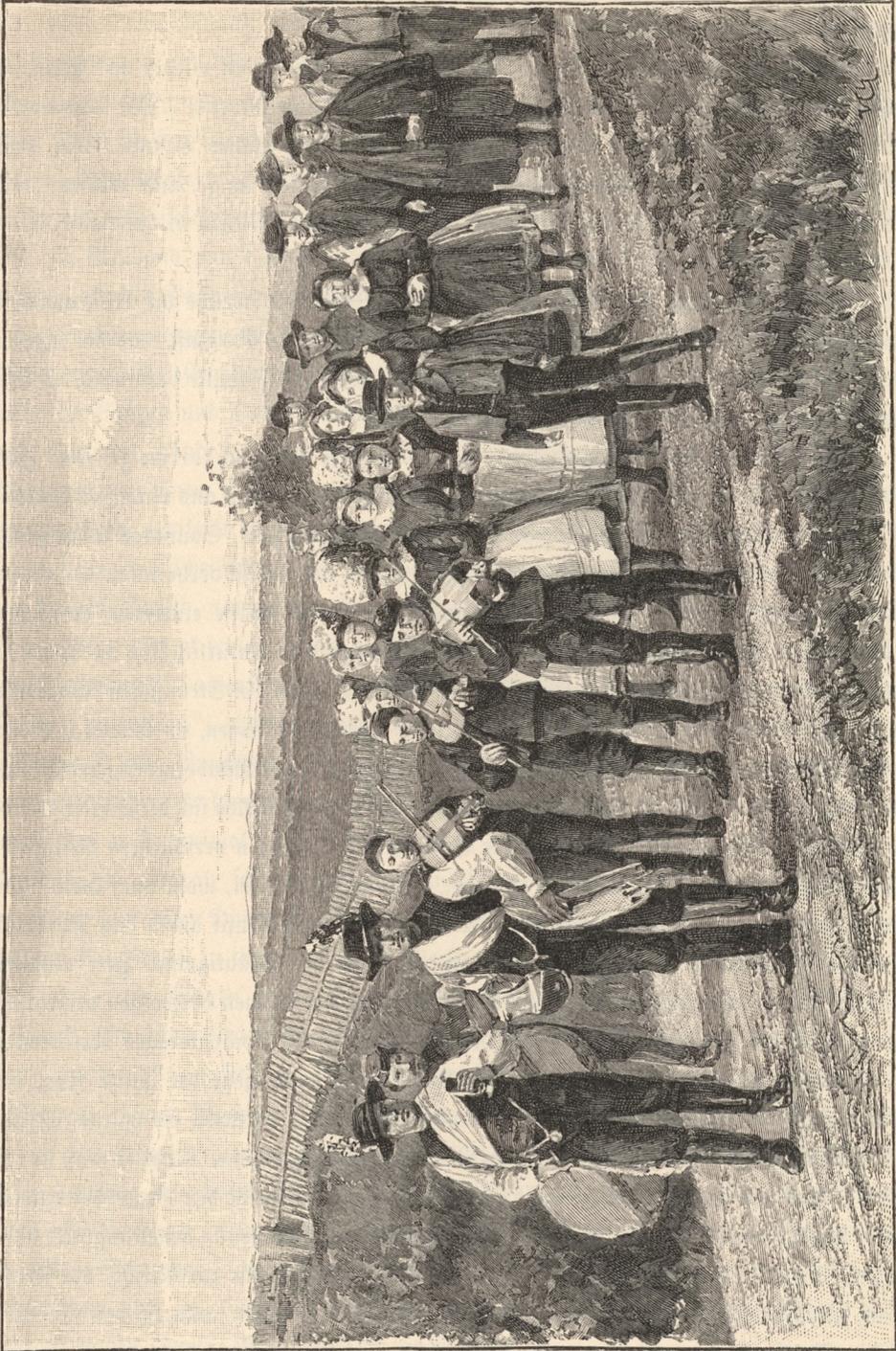
Neben dieser „großen“ feiern viele Pfarrgemeinden auch noch eine „kleine“ Kirchweih zu Ehren des Schutzpatrons der Ortskirche. Dabei geht es ganz ähnlich zu wie am Kaiserkirchtag, nur in bescheideneren Grenzen. Anlässlich dieser Dorffeste entwickeln die Bauern eine großartige Gastfreundschaft. In jedem Hause wird ein Stolz darein gesetzt, recht vielerlei Braten und „Kolatschen“ herzurichten, um recht viele Gäste empfangen und bewirthen zu können.

Der Herbst schreitet unaufhaltsam fort, und bald kommt auch der heilige Martin „auf dem Schimmel“ angeritten. Die Martinigans ist ein beliebter Braten an seinem Feste. Aus dem Brustbein der Gans prophezeit der Bauer die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters. Auch die „Martinihörndl“, halbmondförmige Kuchen mit Ruß- oder Mohnfüllung, sind ein willkommenes Essen an diesem Tage.

Die langen Abende verbringen die Leute, besonders in den nördlichen Gegenden, wo der Flachsbau florirt, in den Spinnstuben, die Weiber an dem Spinnrad, die Männer in ihrer Gesellschaft. Und wenn das Mädchen so fröhlich schnurrt, da plaudert sichs gar gut. Da erzählt die Großmutter von längst entschwundener Jugendzeit, die Alten preisen alle die „gute, alte Zeit“, die Jugend aber blickt sehnsüchtigen Auges der Zukunft entgegen.

In den Abendstunden wird viel Licht verbraucht. Die Weber von Stadt-Liebau feiern den Beginn dieser Zeit, da die Lampe in ihre Rechte tritt, durch das Fest der „Lichtschnur“. Die Lichtschnur ist eine Schnur, die quer über den Webstuhl gezogen ist und auf der die Arbeitslampe hängt. Den Sonntag zuvor, ehe sie zum ersten Male wieder bei Licht arbeiten, wird in einem Gasthause Tanzmusik abgehalten. Durch die ganze Breite des Saales wird eine Schnur gespannt — die Lichtschnur — aber sie ist mit Leckerbissen behängt, mit Äpfeln, Birnen, Lebzelt u. s. w. Es ist ein schöner Trost, den sich die armen Leute spenden: aus der Arbeit quillt der Segen.

Ein durch Sage und Brauch ausgezeichnete Tag ist der St. Andreastag (30. November). Am Abend dieses Tages läßt man den Rocken gerne ein Stündchen stillestehen und denkt sinnend der zukünftigen Zeiten. An diesem Abend kann man nämlich durch „Bliegießen“ oder noch besser durch das „Glückversuchen“ die Zukunft erfragen. Das letztere wird in nachfolgender Weise geübt: drei ganz gleiche irdene Töpfe werden in die Stube gebracht. Unter den einen wird ein Stück Erde, unter den zweiten ein Stück Brot, unter den dritten eine Münze gelegt. Jeder in der Versammlung darf dreimal rathen. Wer dreimal das Geld gefunden, wird das Jahr hindurch reiche Einkünfte haben, wenn ihm nicht gar ein Treffer oder eine fette Erbschaft bevorsteht. Wer dreimal auf das Brot getroffen, dem wirds an guter Abzug nicht fehlen, doch wessen Hand dreimal die Erde berührt hat, dem wird sich die Erde wohl bald zur letzten Ruhestatt öffnen. Die Nacht vom



Bäuerlicher Hochzeitszug bei Jglen.

30. November auf den 1. December ist überdies verrufen wegen des wilden Treibens der Hexen auf Kreuzwegen und Bergeshöhen.

Und so schließt sich der Kreislauf des Jahres: der Advent ist wieder da! Schon in früher Morgenstunde ertönt das Kirchenglöcklein und ruft zur „Korate“. Mit Laternen in den Händen eilen Jung und Alt zur Kirche, welche, da jeglicher Besucher sein Licht vor sich hinstellt, bald in stattlicher Beleuchtung prangt. Nicht lange, und wieder schallt und wieder hallt durch Dorf und Stadt der beglückende Ruf: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus!

Neben den Festen und den vielerlei sinnigen Bräuchen, welche die Allgemeinheit feiert, bringt der Lauf des Jahres so manches bedeutungsvolle Ereigniß, das die engeren Kreise der menschlichen Gesellschaft, namentlich den Kreis der Familie veranlaßt, es lust- oder leidvoll zu begehen: Geburt, Hochzeit und Tod.

Mit dem verhältnißmäßig reichsten Glanze werden die Hochzeiten gefeiert. Hier sei jener Sitten Erwähnung gethan, welche im Schönhengster Gau aus alter Zeit herüber sich erhalten haben. Dort findet fast jede Hochzeit am Dienstag statt. Sonntags zuvor gehen die zwei „Driouchnacht“ (Hochzeitbitter) dazu einladen, der eine ist verheiratet, der andere ledig. Sie tragen eine Flasche süßen Branntweins mit, und wo sie eintreten, da reichen sie den Leuten, ihre Einladung vorbringend, ein Gläschen dar. Natürlich sind die beiden zu ihrem wichtigen Amte ordentlich ausstaffirt: auf der Brust steckt ein Sträußchen Kosmarin, mit bunten Bändern umflochten, den Hut ziert ein Kranz von Rosen, im Gürtel steckt ein weißes Handtuch, in den Händen tragen sie hohe, gleichfalls mit Bändern verzierte Stöcke. Ist es eine „große“ Hochzeit, dann reiten sie wohl auch. Montag stellen sich diejenigen, welche der Einladung folgen wollen, im Hause der Braut ein und bringen verschiedene Geschenke: Milch, Butter, Käse, Eier, Geflügel u. s. w., ist die Braut arm, wohl auch Geld. Am Nachmittag desselben Tages ziehen die „Driouchnacht“ mit Musik durch das Dorf und holen die „Meitknacht“ (Kranzführer) ab in das Haus des Bräutigams. Hier erhalten sie ihre Sträuße und zugleich einen Zettel, auf welchem die Namen derjenigen verzeichnet stehen, die sie zur Hochzeit abzuholen haben. Am Morgen des Hochzeitstages versammeln sich die Theilnehmer des Festes wieder beim Bräutigam, dann geht der ganze Zug, um die Braut zu holen. Diese ist aber nicht zu finden, sie hat sich versteckt. Es würde sich gar nicht schicken, wenn sie so ohnweiteres dem Bräutigam entgegenkäme. Nein, er muß sie erst fleißig suchen und natürlich findet er sie auch. Darauf erbitten beide den Segen der Eltern, den sie knieend empfangen. Es ist ein ernster Augenblick, und Rührung bemächtigt sich aller Herzen. Die Musik spielt dazu ein traurig Stück. Dann gehts zur Kirche, die Musik voran, nunmehr heitere Weisen spielend; doch während die andern jauchzen, den Zusehern auf der Straße Ruchen zuwerfen, aus Pistolen schießen und scherzen, sieht die Braut mit

gerötheten Augen betrübt zu Boden, und noch so manche Thräne rinnt über ihre Wangen. Der erste „Drionschnacht“ führt sie zum Altar. Nach der heiligen Handlung begibt sich der Zug zunächst ins Wirthshaus. Zum ersten Male darf sich der junge Ehegatte zu den „Männern“ setzen, zum ersten Male wird er statt mit Du mit Ihr angeredet. Abends ist große Tafel bei den Eltern der Braut. Das neue Ehepaar wird über den Tisch hinüber in den „Brautwinkel“ geführt. Bald nach Beginn des Mahles bringt der erste Drionschnacht ein Schüffelchen herbei, wirft einige Silbermünzen darauf („d'r Braut ôf a Kley'rta, Einibond onn e Kind'r-Kapla“) und fordert die Anwesenden auf, desgleichen zu thun. In den Pausen des Festmahls bewerfen sich die jungen Leute mit Zuckerln, und sind diese ausgegangen, mit Erbsen, Linsen u. dgl. Gegen Ende des Mahls bringen die Mädchen eine Art Christbäumchen herbei, das mit allerlei Gaben behängt ist, aber auch zahlreiche Spizen und Dornen aufweist. Davon muß Jeder etwas bekommen, und sollten auch dabei die Hände gräulich zerstoehen werden. Schließlich wird als letzte Speise ein Ungeheuer von einem Kuchen aufgetragen, der aus schwärzerem Mehle gebacken ist und an alle Gäste vertheilt wird. Draußen vor den Fenstern steht eine Menge ungeladener Gäste, denen die Theilnehmer an dem Festmahle ab und zu recht ausgiebige Portionen von Kuchen, Fleisch, namentlich aber von Hirsebrei und Zwetschenmus, welche beide bei keiner Hochzeitstafel fehlen dürfen, verabreichen. Nach der Mahlzeit gehts zum Tanze in das Wirthshaus. Das erste Stück der sich bis zum hellen Tage fortsetzenden Tanzordnung ist der „Brauttanz“, ein langsamer Tanz nach alterthümlichem Muster. Mittwoch ist Mittagmahl beim Brautvater. Nachmittags wird die Braut in die Wohnung des Bräutigams eingeführt. Er kommt ihr vor die Thüre entgegen und wartet ihr mit Kuchen auf, dann führt er sie dreimal um den Tisch herum, hierauf über den Tisch und übergibt ihr die Schlüssel. Daran schließt sich ein Imbiß, worauf der Tanz in der Wirthsstube fortgesetzt wird. Der Donnerstag ist der letzte Festtag. Da wird das Heiratsgut (die Ausstattung der Braut) in ihr neues Heim übersiedelt. Dies geschieht auf mehreren Wagen. Auf dem ersten Wagen, dem „Brautwagen“, worauf der Flachs geladen ist, sitzt ein hübsches, mit einem Kränzlein geschmücktes Mädchen am Spinnrocken und spinnnt. Auf einem zweiten Wagen steht ein Bett, es ist mit einer Anzahl von Polstern umgeben und darin liegt — eine Wöchnerin. Auf anderen Wagen folgt anderer Hausrath, Getreide, u. dgl. Die Brautjungfern („Meitmoadlich“) sitzen auf den Fuhrwerken, die „Meitnacht“ reiten daneben auf schönen Pferden. Vor dem Wohnhause der neuen Eheleute angelangt, legen alle die Hand an, das Abladen raschestens zu besorgen, wofür natürlich wieder durch ein Glas Wein oder Schnaps nebst Zubiß bestens gedankt wird. Die jungen Burtschen gehen dann noch ins Gasthaus und trinken ein paar Krüge auf des Bräutigams Wohl — und Kosten. Damit ist die Hochzeit zu Ende.

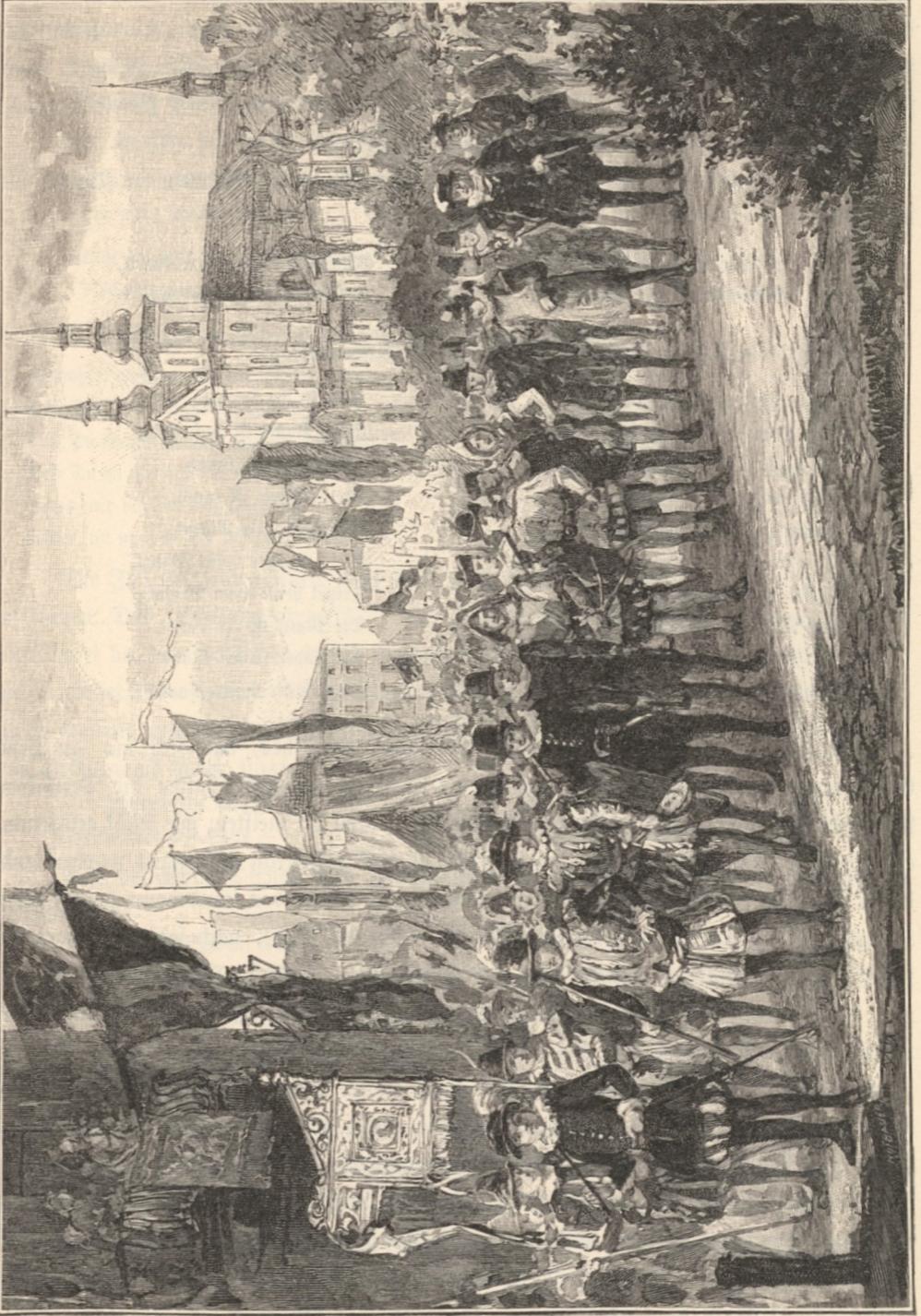
Wie die Begebenheiten des Familienlebens und die festlichen Zeiten des Jahres, so werden hier und da auch gewisse historische Erinnerungstage festlich begangen. So z. B. in Brünn das Schwedenfest als Gedächtnißfeier der am 15. August 1645 („Mariä Himmelfahrt“) erfolgten Aufhebung der Belagerung der Stadt durch die Schweden unter Torstenson. Vormittags ist festlicher Gottesdienst, nachmittags ein Volksfest im Schreibwalde, dessen Programm indessen ganz modern ist und zu dem historischen Anlasse keinerlei Beziehung hat. Aus der Vergessenheit, in die es zu versinken drohte, wurde neuerdings ein uraltes schönes Fest gerettet: der Berghäuerzug zu Iglau. Der Tag des heiligen Johannes des Täufers (24. Juni) wurde dort seit alter Zeit als Gründungstag der Stadt gefeiert. In phantastisch ausgeschmückten Berghäuerkleidern begeben sich die den Festzug bildenden Knaben, etwa hundert an der Zahl, ausgestattet mit den verschiedenen Attributen des Ranges und Amtes, die sie vertreten, als Huetmänner, Nachthuetmänner, Bubenhuetmänner, Bergrichter u. s. w., aus der Stadt von der St. Jakobskirche aus nach dem unferne der Stadt auf einem Hügel gelegenen Kirchlein des heiligen Johannes. Inmitten des Zuges schreitet der „Wünschelruthengänger“, der in der Hand die „Wünschelruth“ (einen Zweig des Haselstrauches) trägt. Wer im Besitz derselben ist, dem öffnen sich von selbst die reichsten Aderu des in der Erde verborgenen Schatzes an edlem Metall. Den Abschluß bilden Rathsherren und Patrizier mit goldenen Ketten um den Hals, gleichfalls in der sehr kleidsamen Tracht früherer Jahrhunderte. Oben in dem Kirchlein findet ein Festgottesdienst statt. Hier waren, einer alten Überlieferung nach, die Anfänge von Iglau, das bald als eine reiche Bergstadt in den deutschen Landen bekannt und seiner „Bergrechte“ wegen berühmt wurde. Der geschichtliche Ursprung der Stadt ist wohl dunkel, die Sage bringt ihn mit einem Waffenträger Karl des Großen zusammen, dessen Name Johannes war; die Heere des großen Frankenkönigs kamen hier anläßlich seiner Kämpfe gegen die Awaren angeblich vorüber.

Volkslieder, Volksschauspiele. — Die Blüte menschlicher Gefühle äußert sich im Liede. Daß auch die deutschen Mährer ihre Lieder haben, ist schon aus dem, was über ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche gesagt wurde, deutlich zu entnehmen. Wie allwärts ist auch bei ihnen die Erhebung zu Gott eine reiche Quelle poetischer Empfindung, daher die zahlreichen Stoßgebete, Weihnachtslieder und anderweitige noch mit dem Heidenthum zusammenhängende Gesänge.

Schon auf das zarte Kindesalter üben Vers und Reim eine unverkennbare Wirkung. Wir lernen diese Kinderpösie kennen beim sogenannten Auszählen:

„Eins, zwei, drei, vier,
hängt der Mantel hinter der Thür,

Schlägt de Drummel hinten naus,
Pimpes, Pampes, du bist draus!“ (Wachtel.)



Der Bergbauernzug in Sagan.

Den Marienkäfer grüßt das Kind mit den Worten: „Muttergotteskäferl, flieg uf die Wäd, — Bring' unsern Herrgott a guldenes Kläd!“ (Brünn), oder „Summerkäferle, flieg en Schnitt, — Breng m'r e goldenes Messerla mit!“ (Brodok). Die Schnecke wird folgendermaßen angesprochen: „Schnecken, Parecken, — Steck deine vier Hörner heraus, — Sonst schlag' i z'jamm dein Hof und Haus!“ (Znaim.)

Den Goldaster (*Lyparis chrysorrhœa*) apostrophiren die Mädchen um Znaim mit den Worten:

„Müller, Müller, Maler,
Buben kosten an Thaler,

Mäd'ln kosten hundert Gul'n,
Buben soll der Teufel hufn!“

Weit verbreitet in Nord und Süden ist die Kinderpredigt:

„Ein Zipfel und eine Wurst,
Der Bauer liegt in großem Durst,
In großem Durst liegt der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm sein Leben,
Der Weinstock, der trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock,
Ein Ziegenbock ist kein Kalb —
Jetzt ist die Predigt halb.

Halb ist die Predig',
Mein Bauch ist noch ledig,
Ledig ist mein Bauch,
Mein Mützel ist rauch,
Rauch ist mein Mützel,
Mein Bruder heißt Frizel,
Frizel heißt mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder,
Ein Luder ist die Maus —
Jetzt ist die Predigt aus!“

Neben solchen Äußerungen eines kindlichen Gemüthes, das sich nur an dem Gleichklange der Worte erfreut, ohne in die Tiefe zu dringen, hatten die Deutschen Mährens echte und ursprüngliche Volkslieder, von denen die meisten, wie leicht erklärlich, erotischen Inhalts sind. Leider sind sie nicht überall rechtzeitig gesammelt worden und daher viele verloren gegangen. Die harte Gegenwart, welche den Landmann zwingt, den Kampf um das Dasein zu kämpfen, läßt ihm nicht die Ruhe, nach seinem Innern zu sehen, und so schwinden — wie Sitten und Gebräuche — auch die Lieder, die Großvater und Großmutter noch gekannt und gesungen, aus der Kenntniß des Volkes. Nur die Lieder der Kuhländler haben vor Jahren (1817 durch Prof. Meinert in dem Buche: „Der Fylgie“) einen Sammler gefunden; viele andere Lieder dieses Volkszweiges sind handschriftlich erhalten. Es sind theils religiöse, theils auf Sage und Geschichte basirte, theils rein lyrische Dichtungen, die freilich in mancherlei Variationen gesungen werden. Aus den meisten redet der einfach schlichte Geist des Volkes: Heiterkeit und frohe Laune, wohl auch berechtigter Spott; daß in den erzählenden Gedichten auch der Aberglaube eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist nur natürlich. Allein ein strenges Gerechtigkeitsgefühl athmet durch die Lieder, Treue und freiwillige Entfagung finden ihren Lohn,

das Böse seine entsprechende Bestrafung. Hell klingt der Ruf zu heiterem Genuße des Lebens:

„Louftig, louftig, weil m'r labe!
Weiß m'r doch ni, wem m'r stave;

Wenn m'r waen gestuebe sein,
Waen m'r ni meh louftig sein!“

Der Bursche bringt seinem Mädchen folgendes Ständchen:

„Blih uof, blih uof, Suommerkoen!
Hoe mein schones Liv verloen.

Blih uof, blih uof, Rousestrauch!
Ich schao mir an anders aus.

Blih uof, blih uof, Suommerwaez!
's es mir eim mai Liv ju laed.

Blih uof, blih uof, Blimle bld!
Mai schon's Liv ies wieder do!“

Er klagt ihm in rührender Weise seine „unendliche Liebe“:

„Schohle, wos hoe ich Dir Laeds gethon,
Doß Du Dai Pirschle ni schaoest ó?
Doß Du Dai Nigerclein ounder Dich schlääst,
Doß Du zu mir fae Liv meh treäst?
Schao mir ounder mai Egesicht,
Schao, wi mich de Liv hôt zugericht!

Schmeckt m'r ju wader Spaisse noch Trank,
Ich bien ju vir lauter Liv asu krank.
Wenn glai der Himmel popieren weär,
Dnn ide Steanle a Schraiberle weär,
Dnn schrieben an ides meit siebe Hend,
Se queme ni meit mai'r Liv zu End!“

Die Tglawaner besitzen nicht blos viele kirchliche Lieder, sie sind auch reich an weltlichen. Das „Schnaderhüpfel“ — hier charakteristisch „Buhlerlied“ genannt — fand und findet bei den Deutschen dieser Gegend vielfältige Pflege. Der ganze reiche Schatz des Volksherzens offenbart sich in diesen Liedern, die jauchzende Freude und tiefen Schmerz gleich treffend zum Ausdruck zu bringen wissen. Das Mädchen, das, seines Werths bewußt, des Bräutigams harrt, singt:

„Drei schneeweisse Täubla
Fliegen über mei Haus —

Und der Schatz, der m'r b'stimmt is,
bleibt m'r nit aus.“

Das verlassene Dirndl, das den treulosen Buhlen beklagt, wird folgendermaßen getröstet:

„Du darfst ja nit wân,
Du darfst nit a so thân,

Du bist a schön's Madl,
Kriegst bald wieder an.“

Der fröhliche Bursche singt in seinem Übermuth:

„Frau Wirthin, schreib'ts auf
Schreib'ts ober die Thür —

Daß olli Leut' wissen,
Daß i liederli wir —“

Daß viele deutsche Volkslieder, welche allüberall gesungen werden und das Eigenthum Aller geworden sind, „soweit die deutsche Zunge klingt“, den Deutsch-Mährern nicht fremd sind, ist wohl ganz selbstverständlich.

Auf volkstümliche Dichtungen religiösen Inhalts wurde schon früher aufmerksam gemacht. Viele derselben haben eine dramatische Form, wie z. B. die zahlreichen Weihnachtlieder, von denen bereits die Rede war.

Trachten und Ortsanlagen. — Die heutige Volkstracht entstand aus einem Compromiß zwischen den Traditionen der Vergangenheit und den Forderungen der neuen Mode, wobei die letztere den entschiedensten Sieg davongetragen hat. Nur wenige Spuren der altherwürdigen Art, sich zu kleiden, sind zurückgeblieben. Es lohnt aber wohl der Mühe, den Blick in die alte Zeit hinüberzulenken und die Tracht der Vergangenheit in kurzer Schilderung festzuhalten.

Im Schönhengster Gau trug vor 50 Jahren der Bauer einen sehr malerischen Anzug. Den Körper bedeckte ein bis zu den Knöcheln reichender brauner oder viel häufiger noch blauer Tuchrock mit großen Metallknöpfen; die Hose war eng, aus Hirschleder gefertigt und an den Knien mit Riemen an die blauen oder grauen Strümpfe befestigt; die Füße steckten in schnallengeschmückten Schuhen. Die Brust bedeckte eine rothe Weste mit Schößen. Da der erwähnte lange Rock eigentlich ein Paradestück war, das man nur Sonntags beim Kirchengang oder sonst bei festlicher Gelegenheit trug, so hatte der Bauer für den gewöhnlichen Bedarf einen „Spenser“, den er über die Weste anzog, ein Kleidungsstück, das sich von der Weste eigentlich nur dadurch unterschied, daß es Ärmel hatte. Im Sommer genügte dem Mann häufig genug die Weste allein. Geradezu eine Merkwürdigkeit war die Kopfbedeckung. Sie war aus Pelzwerk, und zwar nicht aus dem schlechtesten, häufig aus Fuchshotterfell, angefertigt. Wegen ihrer Gestalt führte sie auch den Namen „Schemelmütze“. Sie bestand nämlich im Wesentlichen aus einem grünsamtenen Käppchen, das mit Pelz verbrämt war, allein die eine Hälfte der Verbrämung ragte hoch empor; „Feuermauer“ nannte sie der Volkswitz. Daneben sah man auch Kopfbedeckungen von durchaus cylindrischer Form, gleichfalls aus Pelzwerk, vielfach aus Lampfell, von der Höhe eines modernen Cylinderhutes, seitwärts mit drei bis vier rothen oder blauen Seidenmaschen geschmückt. Später und theilweise schon zur gleichen Zeit erscheint der unschöne breitrandige, grobfilzige, schwarze Hut, den die Alten mitunter mit Quasten, die Jungen aber mit Bändern und Blumen zierten.

Die Gewandung der Bäuerin besteht aus nachfolgenden einzelnen Theilen. Über das rund um den Hals schließende Hemd wird am Festtage, wenn es gilt, Staat zu machen, das „Hempel“ (Hemdchen), ein nur bis an die Hüften reichendes Kleidungsstück aus feinerem Linnen mit Puffärmeln und Krausragen (auch ohne diesen), angezogen. Zu sehen bekommt man davon eigentlich nur die Puffärmel; sie sind die Hauptsache daran und es ist eine ernstliche Sorge der Mädchen, sie in stolzester Schönheit erglänzen zu lassen. Aus ihnen erkennt man, wie jene mit Wäsche und Bügeln umzugehen wissen. Über dieses Oberhemdchen kommt das niederartige, mit Achselbändern versehene „Leibel“, das in seiner Ausstattung auf die Wohlhabenheit der Besitzerin einen Schluß ziehen läßt. Es ist nämlich entweder von Wolle oder von Seide, entweder mit einfachen Schmüren geschmückt

oder mit Goldfäden ausstaffirt. Das „Leibel“ ist natürlich stark ausgeschnitten. Über die Brust wird nun noch der „Bund“ gelegt, ein steifes mit Seiden- und Perlenstickerei ausgestattetes Vorhemdchen. Ein zumeist lederner Gürtel bildet den Übergang zu der



Mädchen: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Zglau.

unteren Partie der Bekleidung. Diese besteht aus einem blauen oder schwarzen, unten roth eingefassten, in viele Falten gelegten Wollrock („Bärkittel“), welcher, wenn er durch einen neuen ersetzt ist, zum Unterrock degradirt wird. Über dem Rock wird die Schürze („Bonne“) getragen, welche durch typische Stickereien am unteren Rand und am Brustlaß geschmückt zu sein pflegt. Nach rückwärts läßt die Schürze nur einen schmalen Streifen des Rockes sehen.

Junge Mädchen tragen rothe, die Weiber blaue Strümpfe; die niedrigen Schuhe sind aus Tuch oder Leder, im ersteren Falle seitwärts und an der Spitze mit Leder besetzt. Den Kopf schmückt ein rothes, gelbgeblümtes Tuch, dessen Enden, kunstvoll verschlungen, wie zwei Fährlein nach rechts und links flattern. Über das „Leibel“ wird zum Schutz vor Kälte der „Sanfer“ angezogen, ein anliegender, kurzer Spenser aus grauem, dunkelblauem, seltener grünem Tuche mit seidenem Vorstoß. Die Ärmel liegen am Handgelenk knapp an, werden aber nach oben zu immer breiter. Der „Sanfer“ wird nicht zugemacht, damit die Herrlichkeiten des „Leibels“ und des „Bundes“ nicht verborgen bleiben. Um den Hals wird — wenn es nicht schon am „Hempel“ ist — ein zierlich gefalteter Leinen- oder ein Spitzenkragen („Kresle“) gelegt. Rauhe Zeit oder Regenwetter nöthigen die Weiblein, mitunter ein großes Tuch umzunehmen, das dann freilich einen weniger schönen Rahmen um ihre Erscheinung bildet, die Vorsicht lehrt sie aber, das Tuch zu jeder Zeit, auch bei heiterem Wetter beim Kirchengang oder bei sonntäglichen Besuchen außerhalb des Heimatdorfes unter dem Arme mitzutragen. — Für die Frauentracht im „Kuhländchen“ ist besonders die Haube charakteristisch. Sie besteht aus drei Theilen, der „Speiß“, der „Bend“ und dem „Boden“. Von dem Boden hängt ein in Maschen gelegtes Seidenband in zwei langen Streifen tief über den Rücken hinab.

Die Tracht der Sglawaner ist zu jeder Zeit gerühmt worden. Über dem hochrothen Leibchen des Mannes, das durch eine Reihe dicht neben einander stehender weißmetallischer Knöpfe geziert ist, hielt ein Hosenträger von grünen, sehr breiten halbseidenen Bändern das schwarzlederne kurze Beinkleid, welches unter dem Knie über dem hellblauen Strumpfe zusammengebunden war. Den niedrigen Schuh schmückte eine metallene Schnalle. Der Oberrock hatte keinen Kragen und war mit großen, weißen Knöpfen versehen, die indessen nicht zum Zuknöpfen dienten; für diesen Zweck waren an den Rändern Draht- haken oder aber Bänder befestigt. Im Winter trug man einen langen Schappelz von schwarzem Leder mit weißer Verbrämung und an den Füßen wohl auch hohe Stiefeln. Die schmucke Frauentracht hat sich in ihrer Eigenthümlichkeit so ziemlich bis heute erhalten. Der „Bund“, mit dem die Schönhengstlerin die Brust schmückte, heißt hier bei den Mädchen „Hinawider“ (hin und wieder); die Weiber ersetzen den aus steifer Pappe gefertigten, taffetüberzogenen Brustschild durch ein ziemlich dickes Polster mit rothen Bändchen, „Brust“ genannt. Der Rock („Kiddel“) ist so sehr gefaltet, daß er, auseinandergelegt, ein Rad bildet; er wird kurz, nur wenig über die Knie reichend getragen und ist meist aus dunkelblauem steifem Zeug gefertigt und am unteren Rande mit lichtblauen Bändern besetzt. Die Schürze („Fürstec“) ist weiß oder blau und bedeckt nur den vorderen Theil des Rockes. Bei kalter Witterung im Winter wird über die steifen Hemdärmel das mit Schaffell gefütterte „Pelzal“ angezogen. An Wochentagen und bei der

Arbeit trägt man eine schwarze, oft roth gefütterte Jacke („Suppa“). Der Kopfspuz der Frauen war einmal recht eigenthümlich: die Haare waren in viele Zöpfe angereiht, die am Hinterkopf spiralförmig übereinander gedreht und quer durch die Mitte mit einer breiten messingenen oder silbernen Nadel befestigt wurden. Ein breites rothes Band umschloß die Frisur. Den vorderen Kopf bis zur Stirne bedeckte ein weißes oder buntes



Frau: Deutsche Volkstracht aus der Umgebung von Jglau.

Tuch („Blüne“), dessen beide Enden hinter den Ohren weit hervorstanden. Verheiratete oder Gefallene durften diesen Kopfspuz nicht tragen, ihre Haare waren mit gefalteter Leinwand bedeckt; nur das Stirntuch behielten sie bei. Heute ist es damit anders geworden. Die Bäuerinnen tragen nunmehr das sogenannte „Ledertüchel“, welches hinten zopfartig hinabhängt. Diese Tücher sind roth oder braun und geblümt.

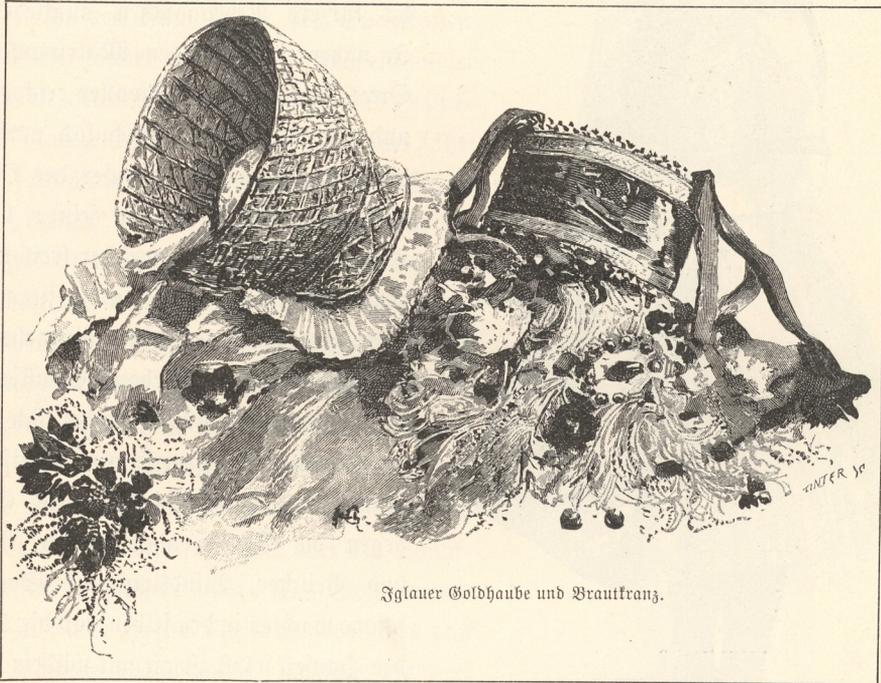
In den Kreisen des Bürgerthums spielte ehemals in der Frauenmode die „goldene Haube“ eine große Rolle. An eine rundliche Kopfhülle aus steifem Goldstoff schlossen sich

weite, aus gleichem Stoff gefertigte Flügel an, während das Angesicht selbst durch schmale weiße Spitzen umrahmt wurde. Es gab aber in dieser Art gebaute Hauben auch aus Silberstoff, ja auch aus schwarzer Seide oder Spitzen, letztere wohl für die Zeiten der „Trauer“. Höchst interessant ist die Brautkrone, welche heute noch von den bäuerlichen Bräuten der Tglauer Gegend getragen wird. Sie hat die Gestalt eines ziemlich hohen (bis 30 Centimeter) abgestuften Kegels und ist aus unzähligen in Silberfiligran verfertigten Blättern und Blumen, aus deren Kelchen statt der Edelsteine bunte Spiegelchen hervorschimern, zusammengesetzt. Es ist selbstverständlich, daß solch eine Krone sich gar majestätisch ausnimmt. In diesem größten Staate stört nicht einmal die allzu große Breite der Röcke, die sonst der Schönheit dieser Volkstracht einigermassen Eintrag thut. Dieselbe Breite findet sich in der Brünner Sprachinsel vor, nur daß der gesammte Schnitt des Frauenrockes bei den Tglauerinnen noch etwas Runderes und Gefälligeres an sich hat. Hier liebt es die Bäuerin, auch durch die Buntheit der Farben aufzufallen. Das rothe Kopftuch wird wie eine Haube über dem Kopfe geformt und die Zipfel stehen oben rechts und links ab. Der Rock (hier ist der oberste gemeint, der die große Reihe der Röcke, sechs bis sieben, beschließt) ist für die Sonn- und Festtage aus blauem Stoff verfertigt; darüber liegt eine schillernde Seidenschürze, die den größten Theil des Rockes bedeckt. Über das rothe, blaue oder grüne „Leibel“ (Mieder) wird eine Zoppe angezogen, im Sommer aus leichtem Waschstoff in allen Farben, im Winter aus dunklem Tuch und mit Pelz gesütert. Die Ärmel sind oben haushig, unten schmal. Die Füße stecken in Halbschuhen oder Stiefelchen; die Strümpfe sind roth oder blau, in neuerer Zeit, zumal bei festlicherem Anlaß, weiß. In der Tracht der Männer ist alles Charakteristische verschwunden. Den Kopf bedeckt eine dunkle Mütze oder ein niedriger Hut. Der dunkle Rock mit Beinknöpfen reicht bis nahe an die Kniee. Ein schwarzes Tuch ist um den Hals geschlungen, eine hoch anschließende Weste bedeckt die Brust. Die Hose wird lang getragen, besonders an Fest- und Sonntagen, doch ist sie manchmal unten mit Leder besetzt. An Wochentagen, wenn es an die Feldarbeit geht, trägt der Bauer häufig enge hirschlederne Kniehosen und an den Füßen hohe kalblederne Stiefeln mit steifen Röhren.

In Südmähren (an der niederösterreichischen Grenze) unterscheidet sich die Tracht in nichts von jener der Bauern des angrenzenden Kronlandes. Sie ist heute eine sogenannte „halbstädtische“. Der Mann trug voreinst, wenn er sich in den Staat warf, einen langen dunklen Rock, kurze, enge Kniehosen, blaue Strümpfe und Schnallenschuhe, dann einen rauhen schwarzen Filzhut, von dem schwarze oder grüne Quasten herabhingen. Der Hut ist jetzt viel kleiner und runder geworden und wird häufig durch die leichtere Mütze ersetzt; der Rock wurde kürzer und die Hose länger. Die Weiber haben das Kopftüchel von ehemals fast ganz abgelegt und erscheinen, zumal am Sonntag, mit bloßem Kopfe,

wenn nicht gar ein neuartiges Hütchen mit Blumen und Bändern denselben ziert. In rauher Zeit wird ein großes Tuch über den Kopf gethan, das zugleich Hals, Brust, Rücken und Arme schützt. Den Oberkörper bekleidet ein enge anliegendes Föpplein mit kurzen Schößen, der Rock reicht bis an die Knöchel. Schreiende Farben sind nicht beliebt und gelten als unfein.

Die Bauern der Wischauer Sprachinsel, die leider mehr und mehr einschrumpft, tragen enge „Aufziehtiefel“, eine schwarze Lederhose, einen „Brustfleck“ (Weste mit zwei



Zglauer Goldhaube und Brautkranz.

Reihen von Knöpfen) und eine Tuchjoppe; den Kopf bedeckt ein schwarzer Filzhut, im Winter noch häufiger eine Pelzmütze. Die Frauen haben ihre ursprüngliche Tracht noch ziemlich rein erhalten: kurze Röcke aus dunklem glänzendem Stoffe mit sehr vielen Falten, rothe oder orangefarbige Strümpfe, ein buntes Leibchen, darüber eine dunkle Soppe und eine große Halskrause („Tazl“).

Die Ortschaften wurden meist längs des rieselnden Bachs, später an der wichtige Punkte verbindenden Straße angelegt. Zu beiden Seiten strecken sie sich zeilenförmig aus. An erhabenerem Orte, auf Hügeln und kleinen Plateaux bauten die Ansiedler ihre Kirchen und Kapellen. Nicht ferne davon stand das Wirthshaus und später wohl auch die Schule. Diese Bauten bildeten den Mittelpunkt des Ortes, nirgends war es so belebt als hier,

sowohl an Sonn- als auch an Wochentagen. Wuchs das Dörflein durch das Zusammenwirken günstiger Verhältnisse, zumal einer besonders glücklichen Lage an, so wurde zunächst im Anschluß an kirchliche Feste auf dem Platze ein Markt abgehalten, der auch in der Folge bestehen blieb, wenn der ursprüngliche Zusammenhang mit der religiösen Feier



Frauentracht aus der Gegend von Wischau.

Kopf 94.

schon längst vergessen war. In ziemlicher Regelmäßigkeit erweiterten sich von dem gegebenen Mittelpunkt die beiden Hauptstraßen, denen sich wohl auch hier und da kürzere Nebengäßchen angliederten. Je näher ein Haus dem Mittelpunkt des Ortes stand, umso werthvoller erschien es, und es waren das gewöhnlich auch die größten und schönsten Häuser des Ortes. Nahezu jedes Haus hat seinen hinter ihm liegenden Garten, welcher freilich nur zum geringsten Theile als Ziergarten verwendet wird; er dient vielmehr zur Anpflanzung von allerhand Gemüse und als Obstgarten. Häufig findet sich auch ein Gärtchen vor dem Hause. Es ist nur schmal und durch ein hölzernes Gitter gegen die Straße abgeschlossen. Rosen und Veilchen, Windling und Sonnenblume wachsen in demselben und die Wand des Hauses selbst ist oft mit wildem Wein bedeckt, wenn nicht Pfirsichbäumchen oder wirklicher Wein an der Mauer gezogen werden. Das Haus steht meist mit seiner Breitseite gegen die Straße oder das

Rinnfal des Bachs. Es ist ebenerdig und weiß getüncht, ganz unten an der Erde ist ein breiter blauer oder schwarzer Saum gezogen; mitunter sind auch die häufig nur zu kleinen Fenster mit bunt gemalten Sternen oder Blumen umrahmt. Das ganze Haus wird in- und auswendig jährlich ein- bis zweimal „geweißt“, insbesondere vor dem Kirchweihfeste. Das Dach des Hauses war früher sehr oft aus Strohbindeln gebildet, heute kommen Strohdächer nur mehr ausnahmsweise vor. In Nordmähren werden am häufigsten Schieferdächer angetroffen, in den anderen Landschaften sind die Dächer fast ausschließlich

mit gebrannten Ziegeln gedeckt. In besonders holzreichen Gegenden steht noch die Schindel in Verwendung. Den Grundriß der Häuser bildet ein Rechteck. Bei größeren Gebäuden steht die Thür in der Mitte der Hauptfront, rechts und links davon sind je zwei bis drei Fenster und an einer der Seiten ist das Hofthor, das auf den zumeist geräumigen Hof führt. Von der Thüre führt ein Gang gerade durch die ganze Tiefe des Hauses, derselbe endigt mit einer zweiten in den Hof ausmündenden Thür. Der Gang führt auch den Namen Vorhaus. In demselben stehen der Speisekasten, der Wasserständer und mitunter auch ein langer Tisch, an welchem zur Sommerszeit das Gesinde seine Mahlzeiten einnimmt. Von hier aus führt eine Fallthür in den Keller hinab und die Stiege zum „Boden“ hinauf. Auf der einen Seite des Ganges ist die Thüre zur Wohnstube mit der Aussicht auf die Gasse und weiter unten jene zur Küche, deren Fenster in den Hof führt. Auf der anderen Seite ist die Prunk- und Gaststube, die gemeiniglich nur des Sonntags zu Ehren eines Besuches sich öffnet. Unter der Bodentstiege ist der Eingang zu einem meist finsternen Gelaß, das als Speisekammer oder als Schlafstätte für die Mägde dient. Das Wohnzimmer wird zu einem großen Theile eingenommen von dem mächtigen Kachelofen, welchen an drei Seiten eine schmale Holzbank umgibt.

Der Thüre gegenüber in der Ecke steht der braune viereckige Tisch in den Winkel gerückt, an zwei Seiten von den längs der Wand laufenden Bänken, an zwei Seiten von je einem Stuhle umgeben. In der Ecke oberhalb des Tisches ist eine Art Hausaltar an der Wand befestigt: ein kleiner Glasschrank, in welchem ein vergoldetes Holzkreuz oder eine Figur der Gottesmutter oder auch beides, von Rosenkränzen, Blumen und kleinen Bildchen umgeben, als Heiligthümer der Familie verwahrt werden. Dort finden wohl auch der Brautkranz der Hausmutter, die Blumen, welche die Mädchen bei der ersten heiligen Communion auf dem Haupte oder auf ihren Kerzen getragen, und andere derlei wichtige Dinge eine bleibende Stätte.



Frauentracht aus der Gegend von Wischau.

Häufig findet man noch in den Bauernstuben die Bilder des Jesusknaben und des heiligen Johannes als Kind mit dem Lamm auf spiegelndem Untergrund, nach untenhin durch große grell gemalte Rosen abgeschlossen. Den übrigen Hausrath der Stube machen aus das breite und massive Bett mit einer Unzahl schwerer Kissen bedeckt, die rothe oder blaue gleichfalls mit Blumen bemalte Truhe, dann die rauchgeschwärzte Schwarzwälder Uhr. In dem Prunk- und Gastgemach findet sich die bessere und modernere Einrichtung vor. Ein gelb polirter Tisch und gleiche Sessel, vor dem Fenster Vorhänge aus Spitzen, ein Schublade- oder ein Hängekasten, an den Wänden Ölfarbedruckbilder, meistens religiöse Gegenstände, das Herz Jesu und das Herz Mariens oder dergleichen darstellend. Das Zimmer ist sehr sauber gehalten, blütenweiß getüncht, wenn nicht gar gemalt. Es wird nur geöffnet, wenn Gäste kommen, aber es sitzt sich dort bei allem Glanz und Schimmer nicht so gemüthlich und so angenehm wie in der verrauchten und vielfach einfacheren Familienstube. Hinter dem Hause ist der Hof, der von Wirthschaftsgebäuden (dem Pferde-, Kuh- und Schweinestall, der Futterkammer und dem Wagenschoppen) umschlossen wird. Der Schoppen steht oft frei mitten im Hofe, während die Rückseite des letzteren durch die Scheune eingenommen wird, durch deren Thor man in den Garten tritt.

Hoch im Gebirge gelegene Dörfer bestehen wohl auch aus zerstreut liegenden, weit von einander entfernten Häusern, nur hier und da ist eine größere Gruppe derselben beisammen. Die Felder erstrecken sich dann rings um das Haus; der Besitz des Bauern besteht nicht aus einzelnen Theilen, sondern bildet ein Ganzes, aber freilich, es ist ein farger und magerer Boden, der den Schweiß seiner Bebauer nur kümmerlich lohnt.

Die Sagen der Deutschen.

Die Deutschen Mährens haben ihren Sagenschatz bis heute bewahrt, wenn auch Manches mit den Volksagen der slavischen Mährer innig verwebt erscheint. Dabei hat sich in der Seele beider Nationen viel von jenen alten Überlieferungen, welche ihre Urväter in die neue Heimat mitbrachten, vererbt. Als dann das Christenthum an Stelle der heidnischen Tempel Kapellen und Kreuze erstehen ließ, traten auch an die Stelle der alten Götter in die Sage jene bösen Geister ein, welche die kaum dem Heidenthum abgewonnenen Volksstämme von der neuen Glaubenslehre abwendig zu machen und mit dämonischer Macht den Menschen zu den schlimmsten Thaten zu verleiten suchten.

Als Reflex dieser Anschauung tritt uns auch in Mähren die Teufelsage in zahlreichen Gestalten entgegen. So treffen wir an der mährisch-böhmischen Gebirgsgrenze bei Bogenau die Legende vom Satanas, der hier einen Engpaß mit Steinmassen versperren wollte, um dem Apostel Cyrillus den Weg in das Böhmerland zur Verkündigung der